

Johann Ludwig Uhland.

93051

# Dichter-Biographien.

fünfter Band:

## Johann Ludwig Uhland.

Von

Max Mendheim.

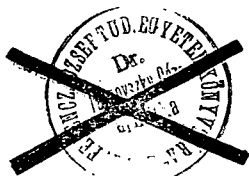
Mit Uhlands Bildnis.

41128

---

Leipzig.

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



93051

# Johann Ludwig Uhland

von

Max Mendheim.



## 1. Einleitung. Uhlands Kindheit.

(1787—1801.)

Uhlands Leben fällt von Anfang an bis fast an sein Ende in eine politisch wie litterarisch sehr bewegte Zeit, deren Einfluß auf sein Denken und Handeln deutlich hervortritt und vielfach nachzuweisen ist. In seiner Kindheit hörte er von der großen französischen Revolution und ihren Ideen, deren Wellen natürlich in dem nahen Grenzland Württemberg, seinem Heimatlande, gewaltig nachzitterten; seine Jugendjahre waren erfüllt von dem Namen Napoleon, dessen Macht über ganz Deutschland sich ausdehnte, dessen Geist in Europa herrschte, bis Europa sich aufraffte und in den Jahren, da Uhland zum Manne heranreife, endlich jenen Gewaltigen niederwarf. Es war die Zeit, da auch in Deutschland das geknechtete Volk sich ermannte und mit dem fremden Bedrucker zugleich die Fesseln von sich werfen wollte, in die heimische Machthaber seinen Geist und seinen Willen geschmiedet hatten. Im Kampfe gegen den Fremden, den es gemeinsam mit seinen deutschen Bedrückern bekämpfte, blieb es Sieger, im Kampfe gegen diese aber unterlag es und wurde in schmählicher Reaktion von neuem geknechtet. Aber es rang weiter um die goldene Freiheit, und in den Reihen seiner eifrigsten, ernsthaftesten, ehrlichsten Streiter focht auch Uhland. Doch auf ein neues, gewaltiges Ausbäumen der Ringenden im Jahre 1848 folgte neue Unterdrückung und Verfolgung, bis der Sturm sich legte und die Wogen sich für einige Jahre allmählich glätteten, so daß in Uhlands Greisenalter äußerlich Ruhe und Friede herrschten und er stillen, gelehrten Studien eine letzten Jahren widmen konnte. So war das politische Betriebe in den 75 Jahren seines Lebens, und fast ähnlich das litterarische. In den Jahren, da Uhland ein Knabe war,

schrieben Goethe und Schiller ihre unsterblichen Meisterwerke, und der Geist der klassischen Dichtung erfüllte den Schüler; als er auf der Universität seine Studien trieb, standen die Romantiker im Mittelpunkt des litterarischen Interesses und befruchteten Uhlands poetischen Trieb, die alten Volkslieder wurden wieder lebendig in „des Knaben Wunderhorn“ und reizten zur Nachahmung; im Gegensatz zu den Dichtern der klassischen Zeit, die in der Antike Schönheit und Begeisterung gesucht hatten, wandten sich die Romantiker dem Deutschthum des Mittelalters zu, erweckten die großen Volks- und Kunstepen des elften, zwölften und dreizehnten Jahrhunderts zu neuem Leben und veranlaßten so ein neues Studium des Altdeutschen, seiner Sprache, seiner Sitten und seines Rechtes, dem auch Uhland so begeistert sich zuwandte, daß ihm das Forschen darin schließlich zur Lebensarbeit wurde. Später, um das Jahr 1830 herum, da seine Muse mit den politischen Bewegungen von neuem sich regte, waren die Jungdeutschen die Beherrscher des litterarischen Lebens, das damals von gewaltigem Einfluß war. Ihnen folgten Ende der vierziger Jahre die begeisterten Freiheitsjäger, und auch Uhland, der im Parlamente für Altdeutschland und des Volkes Rechte seine Stimme erhob, hat in dieser Zeit wenn auch kein Lied, doch manchen Vers der Freiheit gewidmet. Dann, als diese Richtung von der Reaktion der fünfziger Jahre unterdrückt wurde, zog sich der Dichter in seine Gelehrtenstube zurück. Die großen litterarischen Geister, die damals, bis zur Zeit seines Todes, ihre Werke schufen, die Freytag, Keller, Hebbel, Ludwig, Storm, Groth und andere, sind meist erst nach Uhlands Zeit voll gewürdigt worden und haben auf der alternden Dichter, dessen poetische Ader nicht mehr floß, keine Einwirkung gehabt, wenn er auch ihr Schaffen mit Interesse verfolgte.

Johann Ludwig Uhland wurde am 26. April 1787 in der Neckarhalde zu Tübingen geboren. Er war das dritte Kind des Universitätssekretärs Johann Friedrich Uhland, ge-

boren am 11. Juli 1756, und seiner Gemahlin Rosine Elisabeth, einer Tochter seines Amtsvorgängers Jakob Samuel Hofer, mit der sich Johann Friedrich am 20. März 1783 vermählt hatte. Beide Gatten entstammten alten schwäbischen Geschlechtern, von denen sich das Uhlandsche bis zu dem Zimmermann Jakob Uhlend in Gattenhofen zurückverfolgen läßt, dessen im Dezember 1658 geborener Sohn Johann Michael 1688 am Türkenkriege teilgenommen und bei der Einnahme Belgrads einen türkischen Pascha niedergeschlagen hat. Ihn hat wohl der Ururenkel im Sinne gehabt, als er den Schwabenstreich so kühn und anschaulich schilderte, von dem die Familientradition und ein Bild von Stein am Hause jenes Ahnen erzählte, das einen Arm mit einem Türkenjähel darstellte. Dieses tapfern Kriegers Enkel Ludwig Joseph, geboren am 15. Mai 1722, der Sohn des wohlhabenden Kaufmanns Joseph Uhlend in Tübingen, gestorben am 18. August 1772, war der erste des Geschlechts, der sich gelehrten Studien, nämlich der Theologie, zuwandte und auch als Dichter auftrat. Er wird als ein Mann von großer Gelehrsamkeit gepriesen, der 1753 zweiter Diaconus an der Stiftskirche in Tübingen, 1761 Professor der Geschichte an der Universität, 1772 Ephorus des Stiftes wurde und 1776 auf seine Bitte die Ernennung zum Professor der Theologie erhielt. Als Seelsorger und Lehrer der Jugend allgemein geachtet, stand er doch in dem Rufe, ein trockner und pedantischer Gelehrter zu sein, unbeholfen und im Alter voll sonderbarer Grillen. Von seinen Gedichten haben sich viele erhalten und vielleicht auch den Enkel in seinen Knabenjahren zur Nachahmung angespornt, der gewiß des Großvaters zum Teil recht schwingvolle Poesien zu Gesicht bekam, die dieser einst besonders auf seine junge Gattin Gottliebin, aus dem Geschlechte des Dichters Stäudlin stammend, gedichtet hatte, einer Frau von tiefem Gemüt und lebendiger Frömmigkeit, die verständnisvoll und treu für Mann und Kinder sorgte.

Von diesen seinen Großeltern hat Ludwig wohl seine Wahr-



heitsliebe und Unerfrodenheit, den festen, geraden und feinen Sinn, das zarte Gemüth und herzliche Frömmigkeit, seinen großen Fleiß und die Freude an wissenschaftlicher Arbeit, aber auch das ihm allezeit anhaftende etwas ungelente Benehmen geerbt. Die poetische Ader floß übrigens auch in der Großeltern Erstgeborenem, Ludwig Gottlieb, der in seiner Jugend Blüte 1777 als Erzieher in Venedig starb, wo er Leiter der deutschen Schule war. Sein nächster Bruder, Ludwig Josephs viertes Kind, ist nun der schon genannte Vater unseres Dichters, ein ernster, biederer Mann, dem das Wohl seiner Kinder sehr am Herzen lag und der später, ähnlich wie Goethes Vater, wiederholt in den Sohn drang, eine feste, gesicherte Lebensstellung in seinem Berufe zu erringen, aber doch auch rücksichtsvoll die Bedenken des Sohnes gegen unwürdige Sinnesbeugung ehrte und anerkannte. Ähnlich, nur weicher und zartfühlender zeigte sich auch die besorgte Mutter, die immer und immer wie schon den Knaben, so nachher den Jüngling und Mann zu liebevollem Wesen ermahnt, ihn anspornt, seine Schroffheit, seine Scheu im Umgang mit andern abzulegen, freundlich, höflich, lebhaft zu sein, freilich ohne damit bei dem festen Charakter des Sohnes, der ihre gute Absicht sehr wohl kannte und ehrte, viel auszurichten. Diese Scheu aber haftete ihm trotz seiner Wildheit schon von früher Jugend auf an; vielleicht ist sie mit darauf zurückzuführen, daß er schon als Kind von erwachsenen Bekannten und Verwandten immer gleichgültig behandelt und offenkundig hinter seinen um zwei Jahre älteren Bruder, den „lieben Fritz,“ der ein schöner, aufgeweckter Junge war, zurückgesetzt wurde. Aber deswegen ließ er sich doch die Jugendlust nicht verderben; munter tollte er umher, war ein kühner und mutiger Springer, Schwimmer und Schlittschuhläufer, der nicht gern still hinter dem Ofen saß, sondern am liebsten in der freien Natur seiner schönen Heimat sich tummelte und sogar zur Winterszeit im Zimmer den Husten unterdrückte, um nur nicht zu Hause hocken zu müssen. Zu seinen liebsten Spielgefährten gehörten seine um

wenige Jahre jüngeren Basen Wilhelmine und Friederike, die ältesten Töchter von seines Vaters jüngerm Bruder Gotthold, des „Onkel Doktor,“ der als Oberamtsarzt den zweiten Stock desselben Hauses in der Poststraße zu Tübingen bewohnte, in das Ludwigs Eltern bald nach dessen Geburt gezogen waren. Obgleich klein und von unscheinbarem Außern, war er den Mädchen doch allezeit ein ritterlicher Beschützer gegen die Unarten anderer Kinder und ein tapferer kleiner Held bei den Kriegsspielen mit seinen Kameraden, wobei seine großen, blauen Augen lebhaft funkelten und er voller Lust kletterte und kämpfte. Wie traurig muß es ihm da zu Mute gewesen sein, als er im Frühjahr 1794 gleich seinem Bruder Fritz, der der tödtlichen Krankheit erlag, am Scharlachfieber erkrankte und für längere Zeit Bett und Zimmer hüten mußte. Nächst der freien Natur war sein Lieblingsaufenthalt der Boden des großväterlichen Hauses, wo er gern mit dem Gerümpel und alten Büchern sein Spiel trieb und seine Phantasie erfüllte mit den Bildern alter Meiswerke und Darstellungen merkwürdiger Menschen, wunderbarer Tiere oder kriegerischer Ereignisse. Bei all diesem Sinn für Natur und körperliche Übungen, fiel ihm doch auch das Lernen in der Schule leicht, so daß er fast immer der Erste in der Klasse war. Aber auch sonst nahm er gern ein Buch zur Hand und saß lesend oft in Großvater Uhlands schön gelegenen Hausgarten, und kein Wunder ist's, daß dem für kriegerisches Spiel so empfänglichen Wildfang damals die Ritterromane der Spieß und Cramer so viel Geschmack abgewannen, an deren Stelle später die ernstern, gehaltvollern Dichtungen Ossians und Hölth's traten. Auf seinen Wanderungen durch die anmutige Umgebung Tübingens mit dem klaren Flusse und den bewaldeten Höhen des freundlichen Neckarthales, in dem er bald mit gleichaltrigen Kameraden in frohem Spiel herumjagte, bald an der Eltern Seite weitere Spaziergänge unternahm, hat sich schon früh in dem empfänglichen Gemüt des Knaben der Sinn für landschaftliche Schönheit entwickelt, der



ihm bis ins hohe Alter hinein treu geblieben ist und ihn allezeit die lebhafteste Freude an der Natur hat empfinden lassen, die auch in seinen Dichtungen oft so schön, so frisch und echt zum Ausdruck kommt. Er mag wohl auch schon als Knabe hie und da versucht haben, sein Gefühl dafür in Verse zu kleiden, ist doch bekannt, daß ihm das Verseschmieden schon in der Schulzeit leicht von statten ging, wenn der Lehrer der Lateinschule, Rektor Kaufmann, ein tüchtiger Philolog, von den Schülern lateinische Verse anfertigen und deklamieren ließ, eine Aufgabe, die Ludwig so spielend löste, daß er oft noch minder begabten Knaben helfen mußte. Wo aber einmal, wie hier, die Lust an der Dichtung geweckt war, da blieb es natürlich nicht bei lateinischen Hexametern allein, da wurden alsbald auch Versuche in der Muttersprache und in leichterem, beschwingterem Versmaß unternommen. Und sicher sind es nicht die allerersten Versuche gewesen, die der jugendliche Dichter zusammenzutragen anfing und im Jahre 1800 in ein kleines Heftchen einschrieb, Versuche freilich ohne alles individuelle Gepräge, harmlose, kindliche Reimereien, die er denn auch später nicht weiter der Beachtung für wert gehalten und von der Aufnahme in seine zu druckende Sammlung ausgeschlossen hat. Aber die Fähigkeit hat sich dann rasch bei ihm entwickelt, und schon das Gedicht, das er im Frühjahr 1801 im vierzehnten Lebensjahre fertigte und nach einer alten Sitte der schola anatolica, wonach einer der ersten unter den Schülern im Namen der ältesten Klassen in selbstgedichteten Versen den evangelischen Dekan um die Erlaubnis zur Vakanz bitten mußte, dem Schulvorstande vortrug, zeigt seine Gewandtheit, den Rhythmus zu beherrschen, den Reim zu finden und oft recht hübsche Bilder zu ersinnen. Ein wohl aus demselben Jahre stammendes in Distichen geschriebenes Gedichtchen „Im Tannenhain“ zeigt dagegen einen so düsteren, schwermütigen Ernst, daß es bei der Jugend des Verfassers fast komisch wirkt; es ist darin wohl die Wirkung der von dem Knaben noch nicht recht verdauten Ossianischen Gesänge zu

spüren. Dagegen haben doch schon die nächsten Jahre neben manchem Trivialen auch Gedichte und Versuche zu größeren Werken, so z. B. Skizzen zu einem Epos „Alboin“ in Hexametern nach Paulus Diaconus, gezeitigt, die sich wohl sehen lassen können.

## 2. Studienzeit. In Paris.

(1801—1811.)

Inzwischen aber hatte sich in Ludwigs äußerem Leben etwas geändert, was für seine Zukunft von hoher Bedeutung werden sollte. Er hatte eben im Herbst 1801 eine Vakanzreise zu Verwandten nach Brackenheim angetreten, als seinem Vater für den Sohn ein beträchtliches Familienstipendium angeboten wurde, dessen Genuß allerdings bedingte, daß sich Ludwig schon jetzt auf der Universität inskribieren ließe und entweder Theologie oder die Rechte studiere. Nun hatten aber die Eltern schon lange die Absicht ausgesprochen, den Sohn dereinst Medizin studieren zu lassen, und Ludwig, der freilich am liebsten die Philologie erwählt hätte, hatte sich auch mit dem Gedanken bereits vertraut gemacht, der vom „Dunkel Doktor“ freudig unterstützt wurde. Durch das Anerbieten jenes verlockenden Stipendiums aber wurde der ganze schöne Plan mit einem Male zerstört. Der kaum 14 $\frac{1}{2}$  jährige Knabe mußte sich plötzlich für einen Lebensberuf entscheiden und wählte nach den Vorstellungen des Vaters, der ihm den Ertrag des Stipendiums zu einer künftigen Reise aufzubewahren versprach, das Studium der Rechtswissenschaft. So kam es, daß sich Ludwig nach der Rückkehr von seiner Ferienreise am 3. Oktober 1801 als Jurist auf der Universität inskribieren ließ. Allerdings begann damit für ihn durchaus nicht gleich das ernste juristische Studium. Zunächst wurde der abgebrochene Schulunterricht durch Privatunterricht weiter geführt und namentlich die Kenntnis der alten Sprachen, für die Uhland viel Interesse hatte, gefördert. Mit Eifer und Vergnügen las er die Klassiker und machte auch gern für den

Großvater Neujahrsgedichte in Horazischen Versen, so daß er bald bei allen möglichen Gelegenheiten mit seiner Gabe als Familiendichter herhalten mußte, wie denn auch die geliebten Eltern von ihm am Neujahrstage stets mit einigen Versen begrüßt wurden. Neben den Klassikern der Alten und einigen Poesien zeitgenössischer Dichter, die ihm zunächst Anregung zu seinen Versuchen gaben, lernte er aber in dieser Zeit auch schon einige der altdeutschen Heldenlieder, wie das Lied vom alten Hildebrand und den in Lateinischen Hexametern abgefaßten Waltharius, kennen und, sagt er später darüber, „was die klassischen Dichtwerke trotz meines eifrigen Lesens mir nicht geben konnten, weil sie mir zu klar, zu fertig dastanden, was ich an der neueren Poesie mit all ihrem rhetorischen Schmucke vermißte, das fand ich hier: frische Bilder und Gestalten mit einem tiefen Hintergrunde, der die Phantasie beschäftigte und ansprach.“ Wahrhaft begeistert war er von diesem Buche, auf das ihn eine Vorlesung seines Lehrers, des Professors Seybold, über Homer hingewiesen hatte und das er in der ersten Freude sogar abzuschreiben begann. In den Bibliotheken seiner Lehrer, die ihm zur Benützung offen standen, da er natürlich nicht imstande war, sich die kostbaren Schätze alle selbst anzuschaffen, hat er überhaupt so manches Werk gefunden, das einen hohen, unverlöschbaren Eindruck auf ihn machte, so z. B. auch in der Bibliothek des Geschichtsprofessors Rösler den Saxo Grammaticus in der Übersetzung von Müller und die Helden Sage, woraus dann seine Vorliebe für die nordischen Mythen entkeimte. Zu diesen Schätzen kam nun im Jahre 1805 als ein herrliches Gut „des Knaben Wunderhorn“ hinzu; auch Herders Volksliedersammlung wurde ihm jetzt bekannt und veranlaßte ihn zum Studium der französischen, englischen, spanischen und der nordischen Sprachen, um die alten Lieder im Urtexte lesen zu können.

Dieses eifrige und liebevolle Versenken in ernste Gegenstände, dieses tiefe Interesse für bedeutende Dinge und würdige Gespräche, hatte wohl aber auch zur Folge, daß er sich

seinen leichter gesinnten, fröhlichen Altersgenossen mehr entfremdete, mehr mit sich und seinen Studien allein blieb, wodurch sich seine Unbeholfenheit im Verkehr mit andern noch verstärkte, ebenso eine gewisse Scheu in der Gesellschaft und eine vielleicht nicht beabsichtigte, aber unwillkürliche Schweigsamkeit da, wo es sich um leichtes Getändel handelte, wo er fürchten mußte, für seine Liebhabereien kein Interesse zu finden. Daß er trotzdem kein Finsterling und Duckmäuser war, ja bei guter Laune und im Kreise seiner Freunde recht ausgelassen und lustig sein konnte, das ist sowohl in vielen Äußerungen anderer über ihn überliefert, als auch aus zahlreichen seiner eigenen heiteren, Humor durchtränkten Poesien, Prosastücke und Briefe zu ersehen. Viel Freude hat er in seiner Jugend auch am Zeichnen und Malen gefunden, und als später diese Beschäftigung vor anderen Arbeiten in den Hintergrund gedrängt wurde, hat er doch noch als Mann an kleinen Zeichnungen für seine Neffen den ihm innewohnenden Sinn für Formen und Farben deutlich erkennen lassen. Auch für die Kunst der Töne hatte er ein richtiges Ohr und viel Sinn und Gefühl, obgleich er nie selbst ein Instrument gespielt hat. Im fröhlichen Kreise aber beteiligte er sich gern und lebhaft am Gesang der Gesellschaftslieder und hat auch, wie bekannt, selbst mehrere solcher Lieder gedichtet. Das eigentliche Burschenleben hat er allerdings nur selten mitgemacht; auch als er das Alter dazu erreicht hatte und mit wirklichen Studenten verkehrte, hat er sich doch von dem flotten burschikosen Treiben meist fern gehalten und das knappe Taschengeld, das ihm der Vater bewilligte, öfter für Bücher als für Zechgelage verwendet. Trautem Verkehr aber mit gleichgesinnten Genossen hat er sich nicht entzogen, und als im Jahre 1804 Justinus Kerner nach Tübingen kam, den er schon früher bei gemeinschaftlichen Verwandten kennen gelernt hatte, hat dessen zutrauliches Wesen auch auf den zurückhaltenden Uhland alsbald einen günstigen Einfluß gehabt und ihn dem frohen Kreise junger Leute zugeführt, der sich um diesen bildete.

Karl Mayer, Heinrich Köpflin, Georg Jäger, Karl Hofer gehörten zu diesem; Friedrich Haug, K. Philipp Konz, G. Schoder, Friedrich von Harpprecht zu den sonstigen näheren Bekannten Uhlands.

Dieser Freundeskreis, von gemeinsamen, insbesondere literarischen Interessen zusammengehalten, entwickelte sich bald zu einer Art Litteraturgesellschaft, deren Mitglieder bei ihren Zusammenkünften im Gasthose zum roten Ochsen oder auch in der Wohnung eines der Genossen ihre eigenen neuesten Poesien einander mitteilten und besprachen oder die Zeit bewegende litterarische Fragen erörterten. Sie fanden sich dabei am meisten hingezogen zu den Anschauungen der Jungromantiker, die in Heidelberg sich zusammenfanden, von wo auch „des Knaben Wunderhorn“ ausging, und die in der Bekämpfung des antiken Geistes, wie er in den klassischen Dichtungen Goethes, namentlich aber Schillers zum Ausdruck gekommen war, eine Reaktion zu Gunsten der Romantik des Mittelalters erstrebten, ein etwas mythisches, unklares Sammelsurium schwärmerischer Ideen für Befreiung von allen Fesseln in Poesie und Leben. Ihnen entgegen vertrat das von dem Verleger der Klassiker, Freiherrn von Cotta, in Stuttgart gegründete und damals von Friedrich Christoph Weisser geleitete „Morgenblatt für gebildete Stände“ den Geist der Antike und der Aufklärung. Die Tübinger Freunde aber, die kein öffentliches Organ für sich in Anspruch nehmen konnten, und doch ihrem Gefühl, ihrer Gegnerschaft in Poesie und Prosa, in Ernst und Spott Ausdruck geben wollten gegen die Plattisten, wie sie die ihrer Gesinnung widerstrebenden Mitarbeiter des „Morgenblattes“ nannten, gründeten zu diesem Zwecke in ihrem kleinen Kreise ein handschriftlich von einem zum andern wanderndes „Sonntagsblatt,“ das allerdings nur kurze Zeit, vom Januar bis Ostern 1807 bestand, weil dann der kleine Kreis durch den Weggang mehrerer Mitglieder von Tübingen sich zerstreute. Von diesem Sonntagsblatte, in das auch Uhlund und Kernner wie die andern unter

besonderen Dichternamen, dieser als Clarus, jener als Florens, mehrere namhafte Dichtungen lieferten, schreibt Uhland 1807 an Hofrat Mayer: „Es ist ein jugendliches Unternehmen, wie es zu geschehen pflegt, schnell und ohne große Vorbereitung ausgeführt. Es soll ein Denkmal der schönen, frohen Tage sein, die wir hier im vertrauten Kreise verlebten.“ Über seinen Inhalt berichtet er im selben Jahre an Leo von Seckendorf: „Es soll ein gemeinschaftlicher Verein unserer Jugendpoesie sein. Gespräche über verschiedene Gegenstände, Gedichte, Aufsätze über Poesie, Satiren u. s. w. sind der Inhalt. Auch Musikalien, Zeichnungen von einem unserer Freunde, der nicht geringes Talent zur Karikatur besitzt, sind beigelegt.“ Seine damalige Ansicht von der Romantik, der das Blatt diente, hat Uhland selbst in einem Aufsatz über das Romantische, den er darin niederschrieb, ausführlich dargestellt. Sie gipfelt in den Anfangs- und Endsätzen desselben, die da lauten: „Das Unendliche umgiebt den Menschen, das Geheimnis der Gottheit und der Welt. Was er selbst war, ist und sein wird, ist ihm verhüllt. Süß und furchtbar sind diese Geheimnisse . . . Die Romantik ist nicht bloß ein phantastischer Wahn des Mittelalters; sie ist hohe, ewige Poesie, die im Bilde darstellt, was Worte dürrig oder nimmer aussprechen, sie ist das Buch voll seltsamer Zauberbilder, die uns im Verkehr erhalten mit der dunkeln Geisterwelt; sie ist der schimmernde Regenbogen, die Brücke der Götter, worauf, nach der Edda, sie zu den Sterblichen herab- und die Auserwählten zu ihnen emporsteigen . . . Nun, so laßt uns Schwärmer heißen und gläubig eingehen in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelt!“ Eine andere romantische Schwärmererei, die zugleich Uhlands inniges Verhältnis zur Natur trefflich beleuchtet und ihn auch auf den Pfaden jugendlicher, idealer Liebe wandelnd zeigt, ist in einem seiner Briefe an Karl Mayer zu lesen, den vertrauten Jugendgenossen, der ebenfalls von 1803 bis 1807 in Tübingen die Rechte studierte und



Uhland bis zu dessen Tode ein getreuer Freund blieb. An ihn schreibt Uhland am 21. Oktober 1807: „Wer frühe der Natur, als seiner Vertrauten, sich angeschlossen, wen noch nicht mannigfache Zerstreungen ihrem sanften Umgang entfremdet, dem wird der Wechsel der Jahreszeiten nicht ohne Einfluß auf die Bewegungen des thätigen Lebens sein. Die Gefühle, so die erwachende oder entschlummernde Natur seiner stillen Seele giebt, er wird sie ins Leben hinübertragen, und die Menschen, an die er seine Empfindungen knüpft, werden zu verschiedenen Jahreszeiten in einer verschiedenen, helleren oder trüberen Beleuchtung an ihm vorübergehen. Aber wirklich ändern auch die wechselnden Jahreszeiten manches in den menschlichen Verhältnissen . . . Dieses keimenden Frühlings Bild, wie es hier vor mir liegt, ich fass' es auf in den warmen fiebernden Busen, und trag' es mit mir und lasse es an der Sonne der Dichtung ausblühen zum ätherischen Wundergarten, und glaube dann, daß jener zurückgelassene Frühling gerade so oder noch schöner sei, als mein phantastischer, und sehne mich nach der heimatischen Flur mit jener unendlichen Sehnsucht, die keine Gegenwart stillt . . . Ach und siehe, wer wandelt dort herbei! Sie, der ich nur selten traulich mich nahen durfte, aber, wie all die freundlichen Lichter den Himmel verklären, so war sie der Glanz meiner Jugentage: des Morgens, Morgenstern; des Abends, Abendröte. Ein Kuß von ihr, ein Abschiedskuß! und sind wir uns nicht bestimmt fürs Leben, so mögen wir uns doch bestimmt sein für einen Kuß. Und gilt solch ein Kuß nicht auch ein Leben?“ Aber er hat nicht nur andächtig geschwärmt mit seinen romantischen Freunden; er hat auch seinem Humor, seiner Spottlust die Zügel munter schießen lassen, wenn es galt, den stolzen Plattisten eins auszuwischen. Namentlich über deren Hereinziehung der Götter des griechischen und römischen Alterthums in ihre Dichtungen hat er sich gern lustig gemacht, weil es ihn — und das wohl vielfach mit Recht — lächerlich dünkte, bei jeder, auch der prosaischesten Veranlassung immer

von Apoll und den Musen, von Zeus und Minerva, von Themis und Merkur und dergleichen reden zu hören. Wie wichtig er da spötteln konnte, zeigen manche seiner trefflichen Briefe aus jenen Tagen.

Bei all diesen litterarischen Neigungen, bei seiner besondern Vorliebe für Philologie und Geschichte, deren Studium ihn in den ersten Jahren seines Universitätslebens besonders fesselte, hat er aber seit 1805 auch seiner eigentlichen Fachwissenschaft, der Jurisprudenz, gedenken und einen großen Teil der Zeit widmen müssen, obgleich ihm diese Beschäftigung nie Herzenssache gewesen ist. Die Ferien hat er zumeist auf kleineren oder größeren Ausflügen verlebt, die ihm mancherlei Neues und Interessantes brachten, wenn es auch nicht immer nach seinem Geschmacke war. So sah er während der Herbstvakanz 1805 in Stuttgart Kaiser Napoleon, Murat und Soldaten ohne Zahl, die zu einer großen Revue dort zusammenkamen, ohne besonders davon gefesselt zu werden. Im Herbst 1806 unternahm er mit den Freunden Georg Jäger, dem Mediziner und Naturforscher, der 1866 als Obermedizinalrat in Stuttgart starb, dem Botaniker Hochstetter und Kind aus Chur eine Fußreise durch die Schweiz, die allerdings ungleich mehr Eindruck auf ihn machte und noch in späteren Jahren lebhaft in seiner Erinnerung war. Merkwürdigerweise hat sie jedoch, wie es scheint, keinen andern poetischen Erguß seiner Gefühle gezeitigt, als das auch erst im Januar 1810 in Verse gebrachte aus wenigen Distichen bestehende Gedicht „Tells Platte,“ das allerdings schon früher in Prosa entworfen worden war. Und doch ist gerade in den Jahren 1805 und 1806 seine Muse recht ergiebig gewesen. Wie reich damals seine poetische Ader floß und wie köstlich der Saft war, der ihr entströmte, zeigt die große Anzahl seiner Dichtungen, die er aus jener Zeit später selbst in die Sammlung seiner Gedichte aufgenommen hat. So stammen, außer einer großen Zahl von Balladen und Romanzen, aus dem Jahre 1805 die Dichtungen: „An den Tod,“ „Harfner am Hochzeitsmahle,“

„Der König auf dem Turme,“ „Maiklage,“ „Lied eines Armen,“ die neben sinniger Natur- und Stimmungsbildung auch hier und da schon den Balladenton erkennen lassen, ferner „Gesang der Jünglinge,“ das freilich als Lied der Jugendlust viel zu feierlich klingt, das wunderhübsche allbekannte kleine Gedichtchen „Droben stehet die Kapelle,“ dann „Mein Gesang,“ „Mönch und Schäfer“ und vor allem die so lieblich zarten Dichtungen „Die sanften Tage,“ „Schäfers Sonntagsglied“ und das aus dem folgenden Jahre stammende, noch heute viel gesungene „Des Knaben Verglied,“ die alle prächtige, geschlossene, einfach schöne Naturbilder bieten, ohne damit jemals in nüchterne Naturbeschreibung zu verfallen. Dem Jahre 1806 gehören noch an: „Gesang der Nonnen“ und „Lied des Gefangenen.“ Aber auch die folgenden Jahre der Studienzeit bis 1809 zeitigten noch eine größere Anzahl, so das Jahr 1807, in dem seine Zugehörigkeit zur Romantik am stärksten betont wurde, das kurze melodische „Brautgesang,“ das einigermaßen im Volksliedtone gehaltene „Lauf der Welt,“ ferner „Waldlied,“ „Seliger Tod,“ „Untreue,“ „Die Abgeschiedenen“; das Jahr 1808: „Die Zufriedenen,“ gleichfalls älteren Volksliedern nachgeahmt, „Hohe Liebe,“ „Nachts“; das Jahr 1809: das recht triviale „Nähe,“ „Vorabend,“ „Der Sommerfaden,“ „Schlimme Nachbarschaft,“ „Der Schmied,“ „Des Hirten Winterlied,“ die entgegen allen bisherigen wirkliche Liebeshrift atmen, so daß fast anzunehmen ist, Uhland habe damals zu irgend einem Mädchen eine stille, innige Neigung gehabt, sie bei seiner Schweigsamkeit aber nur in Liedern laut werden lassen. Aus allen diesen Dichtungen geht hervor, daß Uhland durchaus kein grüblerischer, mystischer Schwärmer für die Romantik war, sondern sich Einfachheit und Natürlichkeit bewahrte, sich von allen Übertreibungen, Kleinlichem Schelten und Gehässigkeiten gegen die Vertreter des Klassicismus fern hielt. Ihn zog von allem, was die Romantiker trieben und erstrebten, am meisten deren Versenkung in das deutsche Mittelalter mit seinen Ritterdichtungen und in das Volkslied

an, und in diesen Bestrebungen hat er denn auch eifrig mitgewirkt, ja sich thatsächlich so in sie hinein vertieft, daß sie ihn schließlich für sein ganzes Leben gefangen genommen und den nachhaltigsten Einfluß auf seine Dichtungen ausgeübt haben. Mit welchem Ernst und welchem Eifer sich der noch nicht Zwanzigjährige in das Studium des deutschen Altertums versenkte, zeigt neben einer Reihe bedeutender Dichtungen ein längerer Brief, den er Ende des Jahres 1806 an Leo Freiherrn von Sedendorff richtete. Darin heißt es: „So sehr mir das Studium der altdeutschen Poesie am Herzen liegt (und am Herzen lag zu einer Zeit, da die Bemühungen der Neueren noch nicht öffentlich oder mir wenigstens noch nicht bekannt waren), so sehr ich wünsche, mich in Verhältnisse versetzt zu sehen, wo auch ich zur Wiederbelebung unserer poetischen Vorzeit mein Geringes beitragen könnte — so wenig sah ich mich bisher in diesem Fache zu wirken . . . Leider liegt zwischen uns und den Zeiten, wo solche Mären im Gange waren, eine altkluge Periode, welche auf jene romantischen Kunden verachtend herabsah, und sie der Vergessenheit überließ, oder gar gewaltjam in dieselbe hinabstieß. Um so ernster sollte man in unseren Tagen darauf denken, zu retten, was noch zu retten ist . . .“ Noch ist ihm aber nicht recht klar, womit er sich auf diesem Gebiete beschäftigen soll, und er bittet deshalb Sedendorff, ihm Gegenstände mitzuteilen, an denen er seine Kräfte auf angenehme und freie Weise üben könne. In ähnlicher Stimmung schreibt er im Januar 1807 an seinen Landsmann Christoph Friedrich Karl Kölle (geb. 1781, gest. 1848), der sich damals in Paris aufhielt: „Mein poetisches Leben ist jetzt ein Umherschweifen von einem Entwurfe zum andern. Dringend fühle ich dabei den Mangel an Stoff zu poetischer Bearbeitung.“ Dann aber fährt er begeistert fort: „Ich kann mir kein größeres Glück denken, als nach wohl entworfenem Plane, in einer sich selbst gegebenen Grenze, aus dem unendlichen Gebiete des Schönen und Großen, der innern und der äußern Welt, Gestalten aller

Art wie in einem Zauberkreis hervorzurufen. Ein Drama, ein Roman, welches Entzücken muß es sein, so was vollendet vor sich zu sehen, ein höheres Leben, ein gestaltendes Gemüth! Festgegründet und ins Unendliche deutend."

Und doch hatte er in jener Zeit und den vorausgegangenen Jahren außer den oben erwähnten Liedern schon eine ganze Anzahl vorzüglich gelungener Balladen und Romanzen geschaffen, von denen verschiedene zum Gemeingut des Volkes geworden sind. So stammt aus dem Jahre 1804 die erste Fassung des später (1814) allerdings umgearbeiteten Gedichtes „Der blinde König“ („Was steht der nord'schen Fechter Schar Hoch auf des Meeres Bord?"); dem Jahre 1805 gehören an: „Entsagung," „Die Nonne," „Der Kranz," „Der Schäfer," „Die sterbenden Helden," „Der Sänger," „Gretchens Freude," „Das Schloß am Meer," „Vom treuen Walthar"; dem Jahre 1806: „Der Pilger," das Handwerksburschenlied „Abschied," ferner „Des Knaben Tod," „Der Traum," „Drei Fräulein," „Der schwarze Ritter," „Der Rosengarten," die, in ganz verschiedenem Versmaße gehalten, sich neben mehreren der folgenden Jahre von den Balladen seiner späteren Zeit stofflich dadurch unterscheiden, daß die meisten von ihnen die Liebe zum Gegenstande haben, aber doch auch schon vielfach auf alte deutsche oder nordische Sagen zurückgehen. In einer Dichtung des Jahres 1807, „Die Lieder der Vorzeit," weist er selbst auf seine frühe Beschäftigung mit jenen Sagenstoffen hin und wie er zu ihnen gekommen ist:

„Als Knabe stieg ich in die Hallen  
Verlafner Burgen oft hinan;  
Durch alte Städte thät ich wallen  
Und sah die hohen Münster an.  
Da war es, daß mit stillem Mahnen  
Der Geist der Vorwelt bei mir stand,  
Da ließ er frühe schon mich ahnen,  
Was später ich in Büchern fand."

Und im Januar 1809 schreibt er an Karl Mayer die bedeutungsvolle Mahnung: „Ich empfehle jedem Dichter, sich recht

innig in die Schriften deutschen Altertums zu versenken und seine Bildung aus dem Stamme des deutschen Vaterlandes erwachsen zu lassen.“

Zwei weitere Dichtungen des Jahres 1807: „Die drei Lieder“ („In der hohen Hall' saß König Sifried“) und „Der junge König und die Schäferin“ („In dieser Maienwonne, Hier auf dem grünen Plan“) gemahnen trotz der völligen Verschiedenheit ihres Tones an die Weisen alter Volkslieder und zeigen, wie vertraut der junge Dichter in diesen Jahren schon damit war, wie sehr ihm diese Klänge schon in Fleisch und Blut übergegangen, wie tief er in die Formen und den Geist der Vorzeit bereits eingedrungen war.

Freilich hatte er auch einen großen Teil seiner Zeit diesen Lieblingsstudien gewidmet und seiner eigentlichen Fachwissenschaft entzogen, wenn er diese auch nicht gerade vernachlässigt hatte. Als nun im folgenden Jahre das Fakultätsexamen herannahte, mußte er sich aber doch eingehender als bisher damit beschäftigen und Poesie und Altertum auf die Mußestunden beschränken. Man merkt es deutlich, wie er selbst diese Notwendigkeit empfindet, wenn er im Januar 1808 an Karl Mayer, seinen ehemaligen Studiengenossen und Freund in Apoll, den nachmaligen Oberjustizrat, schreibt: „Wär' ich fleißiger gewesen, so hätt' ich früher absolvieren können. Noch jetzt bin ich nicht fleißig, aber es giebt doch immer auch viele unwillkürliche Hindernisse.“ Die anhaltende Beschäftigung mit den trockenen Compendien der Wissenschaft, der er sich „wider seines Herzens Drang beflissen,“ wirkte natürlich oft niederdrückend auf seine Stimmung und ließ wiederholt die Sehnsucht nach Befreiung von diesem geistigen Zwange laut werden. „Was die Stimmungen betrifft,“ klagt er dem Freunde Mayer nicht lange vor dem ersten Examen, „so bin ich jetzt eigentlich in gar keiner, klanglos, wie ein Stein, oder nicht wie ein Stein, denn dieser hat doch Wiederhall,“ und noch im Herbst desselben Jahres, als die erste Prüfung längst überstanden war, die zweite aber noch ernstes Studium erforderte,

schreibt er schmerzlich an denselben: „Wie sehne ich mich nach der Zeit, wo ich von dem Examenwesen befreit bin, wo ich für Freundschaft, Poesie, Natur einmal wieder frei erwarmer kann.“ Und diese Seufzer kamen aus einer gequälten Brust, die sich unglücklich fühlte in solchem Zwangstudium; sie waren nicht ängstliche Jammertöne eines Unwissenden oder Trägen, der seine Zeit mit Nichtigkeiten und Alotria totgeschlagen hatte. Das beweist schon die immerhin gute Note „cum laude,“ die Uhland im Mai im Fakultätsexamen erhielt; im römischen Recht, schreibt er, war's ihm dabei am besten, im kanonischen am schlimmsten ergangen. Nun reichte er schon im Juli auch die Bittschrift zur Zulassung zum Advokatenexamen ein und hatte wieder mächtig damit zu thun.

Unter diesen Umständen konnten freilich die Musen keine sonderliche Freude an ihm haben, und der Wunsch tritt von neuem hervor, „daß wieder einmal eine poetische Stimmung in mir wach würde.“ Kam aber wirklich einmal eine solche über ihn, so war sie bald darauf wieder verschwunden, so daß nichts Ganzes, nichts Einheitliches, nichts Vollendetes zustande kam. Es sind denn thatsächlich auch aus diesem niederdrückenden Jahre so gut wie gar keine Gedichte des jungen Poeten vorhanden, dessen Muse noch kurz vorher so Vieles und Schönes zu Tage gefördert hatte. Und doch trotz aller Examenarbeiten war die Poesie nicht ganz liegen geblieben. Wurde auch nichts vollendet, so wurde doch mancherlei angefangen; es wurden Pläne gefaßt und entworfen und in glücklichen Stunden auch stückweise zur Ausführung gebracht. So ging dem Dichter das Trauerspiel „Alfer und Muruna,“ das ihn bereits im vorigen Jahre beschäftigt hatte und zu dem auch das Lied „Brautgesang“ („Das Haus benedei ich und preis' es laut“), das 1807 entstand, gehörte, im Kopfe herum, und er brachte auch glücklich hundert Verse fertig. Von dem ersten Teil des märchenhaften Dramas „König Egihard“ wurden acht Scenen in Prosa entworfen. Ferner gestaltete sich ihm im Herbst desselben Jahres der Plan zu einem

Roman „Hermann von Sachsenheim. Ein Stückchen der Lieb' und Treue,“ ein phantastisch romantischer Ritterroman, in dem der Held zum Venusberge zieht. Davon kamen zunächst fünf kurze, sehr jugendlich an Fouqué gemahnende Kapitel zustande. Im folgenden Jahre fing er dann an, diesen Roman in Romanzen umzudichten; er hatte deren zwanzig oder mehr im Sinne (wovon noch ein Verzeichniß vorhanden ist), doch wurden nur einige wirklich vollendet. Zu der Beschäftigung mit der Poesie ist nicht minder zu rechnen die „reinliche Abschrift seiner brauchbaren Gedichte,“ die Uhland im April, also kurz vor dem Examen unternommen hatte, und die Gruppierung derselben in drei Bücher: 1. reflektierende Gedichte, 2. Romanzen, Balladen und verwandte und 3. eigentliche Lieder, Epigramme u. s. w., ein Zeichen dafür, daß er sich schon damals mit einer Gesamtausgabe derselben trug, wie auch aus einem Briefe vom 11. März an Justinus Kerner hervorgeht. Einen Teil davon, die Balladen, schickte er noch im Sommer 1808 in die von Achim von Arnim herausgegebene „Zeitung für Einsiedler,“ die bei Mohr und Zimmer in Heidelberg erschien und ihn von Anfang an lebhaft interessierte, weil sie den Geist der alten Zeit pflegte und „ein Geist der Freiheit“ in ihr herrschte, der ihm, dem freidenkenden Schwaben, von Herzen sympathisch war. Dann aber fesselte ihn wieder für längere Zeit die Vorbereitung zum zweiten Examen, bis er es im Oktober endlich glücklich überstanden hatte und zwar so, „daß er zufrieden sein konnte, wenngleich nicht splendid.“

Nachdem dieses Hemmnis beseitigt war, wäre er am liebsten gleich auf Reisen gegangen, wie die meisten Freunde, die schon im Jahre vorher Tübingen verlassen hatten und sich nun aus der Ferne ebenso nach ihm sehnten, wie er nach ihnen. Schon im Februar hatte er einmal eine Reise nach Paris im Sinne gehabt, doch ohne noch fest entschlossen zu sein, ob er nicht lieber einer solchen durch Deutschland den Vorzug geben sollte. Aber der Vater, von dem ja doch die



Entscheidung abhing, wollte vorläufig weder zu dieser, noch zu jener die Einwilligung geben, bevor der Sohn sich nicht auch den Doktorhut erworben hätte, und so blieb diesem nichts übrig, als sich darein zu ergeben und von neuem jus zu treiben. Neben der Arbeit an der Dissertation, die ihm, wie alle juristischen, nicht recht von der Hand gehen wollte, hatte sich Uhland nun auch praktisch der Advokatur zuzuwenden, was ihm natürlich ebensowenig Freude machte. Doch so lange noch Freunde wie Kerner, zu denen im Herbst 1808 auch Karl August Barnhagen von Ense hinzugekommen war, in Tübingen weilten, war ihm alles dies noch keine Qual. Im Kreise solcher Dichtergenossen und gleichstrebender, wenn auch nicht immer gleichdenkender Freunde war es ihm allezeit wohl. Und ob er gleich auch in deren Mitte sein zurückhaltendes, schweigsames Wesen nur selten ablegte, so war er doch von allen geachtet und wohlgelitten. Barnhagen von Ense, der gewandte Weltmann und Menschenkenner, der hier in Tübingen durch Kerner die persönliche Bekanntschaft Uhlands machte und von seinen Dichtungen, die er für goethisch — d. h. in gleichem Werte mit Goethes Liedern stehend — erklärte, entzückt war, auch seine Vaterlands- und Freiheitsliebe pries, sagt über ihn: „Er ist der entschlossenste, hartnäckigste Schweiger, der mir noch vorgekommen . . . Keine Verlegenheit, keine Angst wirkt auf ihn, er wartet es ab, was draus werden möge, und schweigt. Redet er aber, so ist, was er sagt, gediegen, klar, zweckmäßig und möglichst kurz; ohne alle Absicht und Ziererei ist es so, aus freier Natur. Ist das nicht schön? Und so ist der ganze Mensch. Seine Redlichkeit, Hochherzigkeit und Treue preist jeder, der ihn kennt, als unerschütterlich und probehaltig.“ Wie wahr und treffend diese Beurteilung des damals erst im zwanzigsten Lebensjahre Stehenden war, hat das spätere Leben, die unermüdliche Ausdauer und Treue Uhlands offenkundig gezeigt. Wie sehr er allezeit an seinen liebsten Freunden hing, beweist auch die Herzlichkeit und Wahrhaftigkeit seiner Briefe, die er an diese richtete, oft freilich erst, nachdem sie ihm selbst

mehrmals geschrieben und um Antwort gebeten hatten. Um Ostern 1809 verließ nun auch Kerner die Universität Tübingen, so daß sich Uhland jetzt thatsächlich einsam fühlen konnte; ging doch in ihm, dem zutraulichen, leichtbeweglichen und dabei von einem innigen Gemüt beseelten jungen Mediziner, einer seiner vertrautesten Freunde von ihm. Ubrigens verließ gleichzeitig auch Varnhagen, mit dem ihn jedoch kein engeres Freundschaftsband verbunden hatte, Tübingen wieder, um nach Wien zu gehen. Aber während Uhland mit diesem nun zunächst ganz auseinander kam, verband ihn mit Kerner auch fernerhin ein anfangs ziemlich reger und inhaltreicher Briefwechsel. In ihm nimmt das Litterarische den meisten Raum ein; die Freunde erzählten sich von ihren eigenen Arbeiten und von denen ihrer Bekannten und teilen sich Stücke daraus mit; aber auch über das, was sie jüngst gelesen haben, unterhalten sie sich jetzt brieflich, und namentlich Uhland kam da sehr eingehend sein; er teilt dem Freunde gern seine Meinung über das Gelesene mit und unterrichtet ihn von allem litterarisch Merkwürdigen, was sich in Württemberg ereignet, von jedem neuen Almanach und jedem neuen Blatte; mit größtem Interesse verfolgt er auch, was Kerner ihm aus seinen „Reise-  
schatten,“ diesen originellen, humoristisch-satirischen Blättern, mittheilt, lobt, tadelt, macht ihm neue Mittheilungen dazu und giebt ihm gute Ratschläge. Und auch Kerner prüft und beurteilt die Dichtungen, die ihm der Freund zuschickt, so daß man in dieser Zeit fast von einem Zusammenarbeiten beider Dichter sprechen kann, zu deren Freundschaftsbunde als Dritter noch Karl Mayer zu rechnen ist.

An poetischen Erzeugnissen ist das Jahr der Dissertationsarbeit und der ersten advocatorischen Praxis für Uhland nicht gerade besonders reich gewesen. Außer einigen kleineren Gedichtchen von liedartigem Charakter in leichtem, recht gefälligem Rhythmus sind im Laufe dieses Jahres nur wenige kürzere Romane im Stil der Romantik entstanden; und doch kann qualitativ auch diese Zeit als eine ergiebige bezeichnet werden,

sind doch, allerdings erst im Herbst und zur Weihnachtszeit, in ihr gerade die beiden Lieder Uhlands gedichtet worden, die wohl von allen den vollstümlichsten Charakter tragen und die größte Verbreitung gefunden haben: „Der gute Kamerad“ und „Der Wirtin Töchterlein.“ In diesen beiden ist der Volkston getroffen, so voll und rein, wie es nur selten einem gelehrten Dichter gelingt; da ist nichts von gesuchter Romantik, nichts von erheuchelter Gefühlseligkeit zu spüren, jedes Wort ist schlicht und einfach, wie es dem übervollen Herzen entströmt, keins zu viel und keins von falschem Ton. Flossen sonst in diesem Jahre die Lieder- und Balladenverse nur spärlich, so sind dafür eine Anzahl dramatischer Pläne und Entwürfe zu verzeichnen, die des Dichters Muse beschäftigten und zum Teil wohl auch von anderen Dichtungen abhielten. So gehören hierher: das dramatische Märchen „Schildeis,“ eine weitere in Blankverse gefasste Ausführung des im vorigen Jahre entworfenen Stückes „Die Entführung,“ dann das hübsch angelegte Zaubermärchen „Tamlan und Fannet,“ von dem leider nur der Anfang ausgeführt ist, der aber doch schon viel Gutes erkennen läßt, namentlich einen ansprechenden, harmlosen Humor, der sich bei der Charakterisierung des tölpelhaften Dieners Thomas Shakespearesche Art zum Muster nimmt; ferner der in Prosaesprächen niedergeschriebene Entwurf des sehr elegisch gestimmten Trauerspiels „Benno,“ dessen Inhalt vielfach an Schillers „Braut von Messina“ erinnert. Uhland hatte das Stück, wie er am 21. Januar 1810 an Kerner schreibt, in zwei Tagen gefertigt, „an einem ausgehoben, am andern geschrieben.“ „Aber welch ein Trauerspiel!“ fährt er dann fort, „kaum halb so groß als der Bär, in Prosa und grell, o grell! Der Held ist ein abgelebter Greis. Im zweiten Akte stirbt er, im dritten, letzten, agiert seine Leiche.“ Der hier erwähnte „Bär“ oder, wie er das Stück später nannte, „Der Bärenritter“ endlich, an dem Kerner ein gut Teil mit gearbeitet hat, ist kein Entwurf zu nennen, sondern kann als fertige kurze Posse gelten

voll köstlichem, derbem Humor. Die Ordnung und Sichtung seiner sämtlichen Gedichte, die Uhland, wie bereits erwähnt, Anfang des Jahres 1809 vorgenommen hat, ergab schon ein recht hübsches Resultat und verleitete ihn, obgleich er sie in neuerer Zeit mit ziemlich mißtrauischen Augen betrachtete und das Gefühl hatte, als ob manches darin nicht Poesie wäre, was er sonst dafür hielt, doch zu dem Gedanken, diese Gedichte gesammelt der Öffentlichkeit zu übergeben. Freilich mußte er alsbald die Enttäuschung erleben, von Cotta, dem er sie angeboten hatte, „wegen der Menge seiner Unternehmungen und der Zeitumstände,“ wie dieser schrieb, abgewiesen zu werden, obgleich „es ihm sonst ein Vergnügen gewesen wäre.“

Mit der Dissertation freilich, deren endliche Fertigstellung ihm so am Herzen lag, damit er wieder frei aufatmen könnte, ging es, da er den Kopf voll dichterischer Pläne hatte und sich lieber in das Studium des germanischen Altertums als in das des römischen Rechts und der Prozeßakten vertiefte, nur langsam vorwärts. Sie wurde zu oft unterbrochen und dann nur mit schwerem Seufzer wieder aufgenommen. Endlich, am 6. Februar des folgenden Jahres, konnte er mit einiger Erleichterung an Mayer berichten: „So weit bin ich nun freilich fortgerückt, daß ich mit der Abschrift der Dissertation anfangen werde; aber oft ist mir, als sollte es anders sein. Die beste Zeit so zu verderben! Und doch — konnt' ich anders?“ Der Wunsch und Wille des Vaters, von dessen Entscheidung ja seine nächste Zukunft, besonders die ersehnte größere Reise abhing, mußte eben erfüllt werden, und nun er einmal soweit war mit der juristischen Arbeit, nun ging's auch rascher vorwärts. Am 1. März 1810 übergab er dem Präses der juristischen Fakultät die vollendete Dissertation „De juris Romani servitutum natura dividua vel individua,“ in der er übrigens gute juristische Kenntnisse bewies, wie berühmte Fachleute, so der Pandektist Bangerow, lobend anerkannt haben. Am 3. April fand die Disputation statt, die gleichfalls zur Zufriedenheit der Beteiligten ausfiel, und nun war der junge

Doctor juris zunächst frei von allen drückenden Sorgen, nun konnte er für die nächste Zeit seines Herzens Drang folgen und hinausziehen in die Welt, von der er so vieles für seine Zukunft, seine wissenschaftlichen Studien und seine dichterischen Pläne erhoffte.

\* \* \*

Sein Sinn war auf Paris gerichtet, das Ziel und die Sehnsucht so vieler seiner Zeitgenossen und Landsleute, der Stadt, wo die kostbarsten Schätze der Kunst und Litteratur im Museum und der Bibliothek aufgestapelt lagen, dem Sitze einer altberühmten Universität, dem Sitze neuerdings auch eines glanzvollen Kaiserhofes und der Hauptstätte für die Unterweisung in dem neuen Rechte, dem Code Napoléon, der seit der Gründung des Rheinbundes auch in einem großen Teile Deutschlands das geltende Recht war. Wenn auch Uhland mit der Absicht nach Paris zu gehen nur sehr wenig den Zweck verband, sich dort von neuem in juristische Studien zu vertiefen, so war doch der Vater mit jener Aussicht, daß der Sohn da an der Quelle das große Gesetzbuch und seine Handhabung eingehend studieren könne, um so leichter für diesen Plan gewonnen. Nachdem er die für eine Reise ins Ausland damals erforderliche königliche Erlaubnis auf sein Ansuchen erhalten hatte, wurde am 6. Mai, einem Sonntage, mit frischem Mute die Fahrt angetreten. Bis Karlsruhe gaben ihm die Eltern und Schwester Luise das Geleite; hier wurde noch einige Tage bei Onkel Hofer, dem Bruder seiner Mutter, der hier als Hofrat lebte, Rast gemacht. Sie hatte eine interessante Bekanntschaft für Ludwig zur Folge, da er von seinem Freunde Kölle, der jetzt Adjunkt Johann Peter Hebels daselbst war, bei dem alemannischen Dichter eingeführt wurde. Am nächsten Sonntage verabschiedete Ludwig sich endlich von den Seinen und fuhr mit dem Postwagen weiter nach Frankfurt, dann am folgenden Vormittage mit dem Marktschiffe nach Mainz und von hier weiter nach Koblenz, überall unter-

wegs die Sehenswürdigkeiten auffuchend und betrachtend. Am Freitag darauf ging's dann weiter mit der Diligence über Trier, Luxemburg, Metz, Verdun, Chalons u. s. w. nach Paris, wo er am 25. Mai ankam.

Hier fand er sogleich Anschluß an ehemalige Studien-genossen, die schon seit längerer Zeit in der französischen Hauptstadt lebten, und durch jene wieder Anschluß an deren neue Bekannte. Den Museen, der Notre-Dame-Kirche, den Manuscriptendepots der Bibliothek galten neben dem Umherstreifen in den Straßen und Ausflügen in die nähere Umgebung die ersten und in der Folge auch die häufigsten Besuche, nicht zu vergessen der Buchhändler am Seinequai, bei denen er mit besonderer Vorliebe alte Volksromane aufstöberte. Ganz beglückt teilt er einmal Kerner mit, daß er „die Seymonskinder, Fortunat, Magelone, Genoveva, sodann Histoire de Jean de Paris, Histoire de Valentin et Orson, noch in ziemlich alter Sprache“ gefunden habe und freut sich, auch unter den Manuskripten der Bibliothek dergleichen, sowie Ritterromane, die schwere Menge, zu finden, die er nun mit den deutschen Bearbeitungen dieser Stoffe vergleichen will. Seine Hauptarbeit ist deshalb jetzt, sich Abschriften von den Manuskripten zu nehmen und nach weiteren Schätzen dieser Art zu suchen; ab und zu, wenn ein merkwürdiger Fall vorkam, ging er aber auch, wie er den Eltern zur Beruhigung schrieb, in das palais de Justice. Abends kam er meist mit den Freunden und Bekannten, deren er bald immer mehr gewann, zusammen, und Sonntags wurden häufig gemeinschaftliche Ausflüge aufs Land unternommen. Freilich die Tübinger Freiheit und Frische der Natur fand er hier nicht, dafür aber kam er nun auch in größere Gesellschaft, machte ein Fest der Garde mit und amüsierte sich köstlich, daß er dazu wie die andern in Pattenrock, Weste und Degen antreten mußte. Am 30. Juni traf er in der Galerie des Louvre plötzlich mit Barmhagen zusammen, den er noch in Wien vermutete; durch ihn machte er nun die Bekanntschaft Chamisso's, der ihm alsbald ein lieber

Freund wurde, leider nur Paris schon allzubald wieder verließ. Der Verkehr mit Chamisso, dem geborenen Franzosen, hatte noch den besonderen Vorteil für Uhland, daß er dadurch schneller und leichter mit der französischen Sprache vertraut wurde, wozu auch noch der Umgang mit Jourdain, dem Sekretär des Grafen Hauterive, beitrug, dem Uhland deutschen Unterricht gab und für den er auch Übersetzungen aus dem Deutschen anfertigte, die jener dann sorgfältig durchsah. Da eine große Anzahl der altfranzösischen Dichtungen und Sagen, mit denen sich Uhland in Paris vornehmlich beschäftigte, auf spanische Quellen zurückgingen, auch spanische Originale in den hiesigen Sammlungen vorhanden waren, so wurde ihm auch die Kenntnis dieser Sprache zur Notwendigkeit. Er begann also schon in den ersten Wochen seines Pariser Aufenthaltes spanische Grammatik zu treiben, worin ihn später, von Ende November ab, der Philolog Immanuel Bekker, mit dem er enge Freundschaft schloß und Brüderschaft machte, weiter führte. Sie lasen zusammen spanische Werke und kamen auf die Weise auch bald dazu, dem Portugiesischen näher zu treten.

Alle diese Studien, namentlich aber die Abschrift altfranzösischer und spanischer Dichtungen, die Uhland mit Eifer betrieb, regten ihn auch zu eigener poetischer Produktion und zu poetischen Übersetzungen und Umarbeitungen lebhaft an, so daß während seines Pariser Aufenthaltes wieder eine Anzahl Dichtungen entstand, eine größere aber im Entwurf als Epos, Roman und Drama angefangen wurde, wovon vieles später freilich liegen blieb. Über die meisten der damals entstandenen oder geplanten Dichtungen finden sich kurze Notizen in Uhlands „Tagebuch,“ das er in den Jahren von 1810 bis 1820 führte (herausgegeben von S. Hartmann, Stuttgart 1898). Mitte November gelangte er dann zu einer bestimmteren Auffassung der Tendenz seiner altfranzösischen Poesien, über die er sagt: „hauptsächlich Sage, Heldenjage, Nationaljage, lebendige Stimme, mit Hintansetzung des Künstlichen, Bürgerlichen zc.“ Wie wenig aber von alle dem während

seines Pariser Aufenthaltes vollendet worden ist, läßt die geringe Anzahl der Gedichte erkennen, die aus jener Zeit der späteren Gesamtausgabe seiner Dichtungen einberleibt wurde. Unter den Liedern findet sich nicht eins, das der Pariser Zeit entstammte, unter den Balladen und Romanzen nur wenige, von denen jedoch keine einzige größere Bedeutung hat; dagegen sind einige vorzüglich gelungene Übersetzungen altfranzösischer Gedichte zu nennen, so „Die Königstochter“ und das aus zwei Theilen bestehende „Graf Richard Ohnesucht,“ dessen erster Teil („Graf Richard von der Normandie Erschrak in seinem Leben nie“) weitere Verbreitung gefunden hat. Vieles allerdings, zu dem hier der Same gelegt wurde, ist erst später aufgegangen. Aus ihm ist auch die treffliche Abhandlung „Über das altfranzösische Epos“ erblüht, die 1812 in Fouqués und Neumanns Zeitschrift „Die Musen“ erschien, eine Abhandlung mit reichhaltigen, von Uhland übersehten Proben aus seinen Pariser Abschriften, worin er zu zeigen versucht, „wie jene Gedichte durch Darstellung einer mächtigen Heldenzeit, durch Bildung eines umfassenden Kreises vaterländischer Kunden, durch Objektivität und ruhige Entfaltung, sowie durch angemessene Haltung des Stils und Beständigkeit der Verweise, endlich durch Bestimmung für den Gesang sich als ein Analogon der homerischen Gesänge und des Nibelungenkreises bewähren.“ Er hat hierin, wie Zahn in seiner Schrift über Uhland treffend bemerkt, zuerst den Unterschied der gesungenen färlingischen chansons de geste und der ungesungenen bretonischen contes erkannt, auch ist ein Teil der jetzt feststehenden Naturgeschichte des volksmäßigen Epos in Uhlands Abhandlung zuerst zum Vorschein gekommen. Woran ihm sonst bei seinen Arbeiten in Paris gelegen war und was er hier noch vorbereitet hat, das erhellt aus einer Stelle seines Briefes vom 18. Oktober 1810 an Berner, wo es heißt: „Auch ist nur mein Wunsch, die überall zerstreuten Lieder (von denen viele in Almanachen, Taschenbüchern und Zeitschriften erschienen waren) endlich einmal in eine Sammlung



zu bringen. Ebenso wünschte ich eine Sammlung altfranzösischer, etwa auch spanischer Dichtungen zustande zu bringen, da diese Dinge eigentlich nur in Masse recht wirken, wie man bei den deutschen Volksliedern gesehen; herbeigeschafft hab' ich mehreres, ausgearbeitet nur wenig, was vielleicht besser nach meiner Zurückkunft geschieht. Angefangen hab' ich die Bearbeitung (im Balladenton) eines nordfranzösischen Volksromans: *La terrible et épouvantable vie de Robert le Diable.*“

Als diese rege Arbeit an seinen Lieblingsstudien, die Bekanntschaft mit neuen, anregenden Persönlichkeiten ließen Uhländ seinen Aufenthalt in der französischen Hauptstadt sehr fruchtbringend und wohlthuend erscheinen nach den Plagen mit dem unliebsamen juristischen Kleinkram. Auch die Eltern empfanden mit Freude das Wohlbefinden ihres Sohnes, das jetzt aus seinen Briefen atmete. Doch konnte die gute, besorgte Mutter, bei aller Anerkennung, die sie für das Leben und Treiben ihres Ludwig in Paris hatte, sich nicht versagen, ihm ab und zu auch einmal eine ernste Mahnung und gute Lehre zukommen zu lassen, kannte sie doch die Schwächen und Mängel ihres Lieblings am besten. „Gottlob, lieber Louis!“ schreibt sie ihm am 30. Juni so recht aus vollem Herzen befriedigt, „daß deine Briefe immer so gut lauten, sowohl in Ansehung deiner Gesundheit, als auch, daß du deine Zeit so angenehm zubringen kannst, und wie ich hoffe, auch nützlich. Ich bin beruhigt, da ich dir so gute Grundsätze zutraue, daß deine Moralität durch keinen bösen Einfluß leiden werde; aber,“ fährt sie dann weiter unten mütterlich besorgt fort, „ich vermisse sehr das Außerliche an dir, das zwar Nebensache ist, aber um fortzukommen, einmal erwartet wird. Du mußt mich aber nicht mißverstehen; ich will nichts Schmeichlerisches, deine Denkart soll durchaus ihre Reinheit behalten, nur meine ich, du solltest, was in dir ist, auch andern ohne Prahlerei mehr zeigen können, du solltest gefällige, wohlwollende Gefinnungen auch äußerlich mehr zeigen können, aus

Gefälligkeit gesprächiger sein. Diese Außenseiten wirst von den Franzosen ablernen können. Nur mußt keine so geschwätzige Gesellschaft suchen; wie R. und H., die vor zwei reden und du nicht zum Worte kommen kannst. Kurz deine äußere Bildung soll auf der Reise gewinnen.“ In dieser Hoffnung hat sich die Mutter freilich getäuscht; denn der Louis ist sein Lebtag ein stiller, in sich gekehrter, äußerlich etwas unbeholfener Mensch geblieben.

Von dem Wunsche befeelt, seinen Aufenthalt in Paris noch möglichst lange ausdehnen zu können, um die reichen Schätze der Bibliotheken gründlich auszubeuten, war er genötigt, schon im Oktober in Tübingen die Verlängerung seines Passes nachzusuchen, ohne die er nicht bleiben durfte. Zu seinem Leidwesen erfüllte sich diese Hoffnung nicht; ein Brief der Eltern meldete ihm im Dezember, daß der König die Erlaubnis nicht gegeben habe und er deshalb in zwei Monaten zurückkehren müsse. So blieb ihm denn nichts übrig, als in der zweiten Hälfte des Januar 1811 seine Arbeiten auf der Bibliothek abzuschließen und Ende des Monats die Heimreise anzutreten. Untermweg hielt er sich in Straßburg zwei Tage auf, um das Münster und die Stadt anzusehen, dann vom 1. bis 8. Februar in Karlsruhe bei Kölle und Kehlues und ein paar Tage bei Kerner in Wildbad, wo sich dieser inzwischen als Arzt niedergelassen hatte. Nach einem Besuche der Stadt Calw langte er am 14. Februar wieder in Tübingen an.

### 3. Uhland als Jurist in Tübingen und Stuttgart.

(1811—1819.)

Nun saß Uhland wieder daheim und wußte nicht recht, was er anfangen, was aus ihm werden sollte. Die Freunde und früheren Studiengenossen, mit denen er sonst so manche anregende Stunde verbracht hatte, waren nicht mehr in Tübingen, und so wohlthuend auch das Wiedersehen der geliebten Eltern, der Schwester, der munteren Basen und des Onkels war, so mußte er doch die Vorteile und das bewegte Leben

der großen Stadt, die Hilfsmittel für seine Lieblingsstudien, die ihm in Paris in so reichem Maße zur Benutzung standen, nun in Tübingen sehr vermiffen. Auch traten die Ansprüche des bürgerlichen Lebens mehr an ihn heran, während er doch so sehr gewünscht hätte, der Ausarbeitung des in Paris Gesammelten ungeteilt seine Zeit widmen zu können. Und diese Ansprüche des bürgerlichen Lebens, d. h. seines juristischen Berufes, waren es ja gerade, die ihm so unerträglich schienen, weil sie so ganz und gar seiner Neigung widerstrebten. Schon wenige Tage nach seinem Eintreffen in der Heimat, nachdem kaum die Freude des Wiedersehens mit den Geliebten verauscht, die Sehnsucht nach der lieben Heimat gestillt war, gewann die trübe, unbefriedigte Stimmung wieder die Oberhand bei ihm. In schmerz erfüllten Worten klagt er bereits in einem Briefe vom 23. Februar an Karl Mayer sein Elend. „Seit acht Tagen,“ heißt es da, „bin ich wieder hier und fühle mich entsetzlich einsam. Es ist zwar noch nicht ausdrücklich von der Sache gesprochen worden, allein es scheint mir, daß ich hier bleiben und seiner Zeit Procurator werden werde; es ist mir, wie wenn ich in die Eismüsten von Sibirien hineinliefe.“

In diesen Seelenqualen war es ein Glück für ihn, daß jetzt der junge Balladendichter Gustav Schwab, der im Herbst 1809 in das Tübinger Stift gekommen war, sich näher an ihn anschloß und ihn auch mit einigen gleichstrebenden Freunden bekannt machte, besonders mit dem Studenten der Rechte August Kösslin, einem Bruder von Uhlands Freund, und mit Karl Mayers Bruder August, der 1812 mit Napoleon nach Rußland ziehen mußte und dort sein Leben ließ. Mit diesen jungen Freunden kam er auch öfters in das Haus des Professors Schrader und des Advokaten Dr. Eberhard Friedrich Hehl, deren liebenswürdige, für Poesie empfängliche Gattinnen die jungen Dichter gern um ihren Theetisch versammelten und auch die Veranlassung zu Uhlands „Theelied“ waren, einer Huldigung an die Frauen der Gastgeber, wie sie sonst bei

Uhland so zart und galant kaum wiederzufinden ist. Ueberhaupt ist er in den ersten Wochen nach seiner Rückkehr von Paris recht eifrig poetisch thätig gewesen, wie die Notizen in einem Tagebuche ausweisen. Und diese Beschäftigung hat ihn wohl am meisten aufrecht erhalten in den drückenden Stunden und über manche leichter hinweggeholfen, auch als er sich um allmählich bequemen mußte, juristische Berufsarbeiten zu übernehmen. Neben diesen verschiedenen Arbeiten, dem Anfertigen von Prozeßakten, poetischen Übungen, Mythen- und Sagenforschungen, fand sich in diesem Jahre ungebundenen Lebens für ihn noch reichlich Zeit zu Ausflügen und kleinen Reisen in die Umgebung Tübingens und Stuttgarts, wie zum Besuch naher Verwandter und lieber Freunde, so daß dies Jahr trotz aller leidigen Gefühle und Stimmungen immer noch zu einem erquicklichen und abwechslungsreichen sich gestaltete.

Im Briefwechsel mit Kerner, Karl Mayer, dem Grafen Otto Heinrich von Löben, Verfasser von Ritterromanen, mit dem Dichter Friedrich de la Motte Fouqué, Amalie Schoppe, Rosa Maria Barnhagen, mit der Enkelin der Dichterin Luise Karisch, Helmina von Chezy, wurden vor allem poetische Fragen erörtert, die eigenen Dichtungen gegenseitig mitgeteilt, besprochen, Anregungen und Aufmunterungen gegeben und über die Aufnahme und Versendung der Geistesprodukte in Almanache und Zeitschriften verhandelt. So erschienen von Uhland in jener Zeit Gedichte in den von Nehsues herausgegebenen „Süddeutschen Miscellen“ (1811), in Fouqués Zeitschrift „Die Musen“ (1812), 33 Stück in dem von Kerner veröffentlichten „Poetischen Almanach auf das Jahr 1812,“ die Uhland theils mit seinem Namen, theils mit der Chiffre —d, theils mit dem Pseudonym Volker unterzeichnet hatte; weitere 30 publizierte er im folgenden Jahre in dem gleichfalls von Kerner herausgegebenen „Deutschen Dichterwald.“ Zu einer eigenen Ausgabe seiner gesammelten Gedichte, die er so gern zu veranstalten wünschte, kam es freilich auch in diesen Jahren

noch nicht, da sowohl Cotta, bei dem er sich darum bemühte als auch die Buchhändler Braun in Karlsruhe und Mohl und Zimmer in Heidelberg, die Verleger der Romantiker, seinen Antrag ablehnten. „Ein Luftschloß,“ schreibt er im März 1812 an Fouqué, „ist auch die Idee zu einer politischen Zeitung, welche am Sonntag erscheinen müßte, wie andere Blätter an den Werktagen. . . Eine Zeitung wünschte ich, welche bloß der unmittelbarsten Poesie, bloß Gedichten gewidmet wäre und zwar als Sonntagsblatt, weil es so einestheils nicht arbeitsfähigem Vorrat fehlen könnte, andertheils, statt daß der Almanach nur einmal im Jahre kommt, und eine Blume die andere drängt, statt dessen wöchentliche Blätter den Frühling über das ganze Jahr verbreiteten, die Luft frisch erhielten und jede einzelne Blüte ruhig betrachten ließen.“ Aus diesen Worten spricht ganz der idealistisch angehauchte Dichter, der aller Welt die begeisterte Hingebung für Poesie zutraut, die ihn selbst erfüllt. Denn dichten, dichten, das war sein Ein und Alles, das hob ihn über den unbequemen Beruf hinweg, das konnte ihm die Einsamkeit erträglich, ja erquicklich erscheinen lassen, das gab und erhielt ihm den Lebensmut. Darum konnte er auch mitten aus den juristischen Geschäften, den Kriminaldefensionen und Prozessen heraus, die ihm von Ende 1811 ab immer häufiger übertragen wurden, seine Zeit und Gedanken immer mehr und länger in Anspruch nahmen und ihn selbst zu mehrwöchigen Reisen nötigten, dennoch festen Sinnes, mutig und arbeitsfroh am 8. Februar 1812 auf einen überaus traurigen, von Schwermut und Lebensüberdruß erfüllten Brief Kerners dem Freunde ermunternd zurufen: „Nein, laß uns nicht sterben! wenn uns kein Handeln vergönnt ist, so laß uns leiden und dichten!“

So, in diesem Wechsel von eifriger Schaffensfreudigkeit in poetischer Produktion, dem Studium philologischer und sagen- geschichtlicher Forschung, namentlich des deutschen Altertums, das ihn jetzt immer mehr anzog, und gezwungener Hingabe an die Thätigkeit des praktischen Juristen, die Vertiefung in

die Geschäfte eines Sachwalters, der einmal mit der Verteidigung einer Landstreicherin betraut wird, die ihre zwei Kinder ertränkt hat, dann wieder einen Brandstifter verteidigen und Bucherer rechtfertigen, Bauernstreitigkeiten und einen Prozeß für die Stadt Neutlingen führen soll, zog sich noch fast das ganze Jahr 1812 hin. Aber zum Anwalt fühlte sich Uhland doch nicht besonders geeignet, und so versuchte er es, da er ohne wirklichen Beruf nicht leben wollte, einmal mit einer Stellung in Staatsdiensten. Schon Ende Mai meldete er sich um eine Prokuratorstelle beim Tübinger Tribunal, erhielt aber im August eine abschlägige Antwort auf sein Gesuch. Dagegen wurde ihm einige Monate später der Vorschlag gemacht, als provisorischer zweiter Sekretär bei dem Justizministerium in Stuttgart einzutreten, mit der Zusicherung, daß er entweder längstens in einem halben Jahre in die Besoldung einrücken werde, oder, wenn er dieses vorzöge, ihm dann eine Prokuratorstelle gewiß sei. Die Aussicht, so endlich eine gesicherte Stellung zu erreichen, ließ ihm die Sache annehmbar erscheinen, und zwar um so mehr, als sie ihm ohne Bewerbung angeboten worden war; er meldete sich also und erhielt am 6. Dezember wirklich die Ernennung. Aber obwohl die Übersiedelung nach Stuttgart ziemlich eilig vor sich ging — schon am 16. Dezember reiste er dahin ab — blieb doch selbst in diesen Tagen der Unruhe und Aufregung die Poesie nicht liegen, wie sein Tagebuch ausweist, in dem sich am 10. vormittags die Eintragung findet: „Die Romanze Tallefer entworfen und größtenteils ausgeführt,“ eine Leistung, die gewiß aller Ehren wert ist.

So hat die Zeit, die der junge Dichter seit seiner Rückkehr von Paris bis zur Übersiedelung nach Stuttgart, wo er nun 17 schwere Jahre ausharrte, noch einmal im Elternhause verleben konnte, trotz der unerquicklichen Lage und der unbedrückenden Geschäfte doch eine reiche Anzahl Dichtungen entstehen lassen, von denen viele ihrem Gehalte nach zu den bedeutendsten, schönsten und verbreitetsten der Uhlandschen Muse

gehören. Es seien von den Liedern und Balladen nur genannt: „Junker Rechberger,“ das er nach einer Erzählung in Stockhausens „Wunderliche Todesvorboten“ dichtete, das schon erwähnte „Theelied,“ „Roland Schildträger,“ zu dem er durch seine Beschäftigung mit der karolingischen Heldensage angeregt wurde; die meisten der unter der Gesamtbezeichnung „Wanderlieder“ vereinigten anmutigen Liedchen, darunter eins seine bekanntesten, das dankersüßte, von sinniger Naturbeobachtung zeugende „Bei einem Birte wundermild, da war ich jüngst zu Gaste“; sodann das nicht minder verbreitete, in alle Kinderliederbücher übergegangene vom weißen Hirsch: „Es zogen drei Jäger wohl auf die Birsch“; ferner das in der Neujahrsnacht 1812 gedichtete, kraftvolle, noch heute in Studenten- und Männerkreisen nach Conradin Kreuzers schwungvoller Melodie mit Vorliebe gesungene Trinklied „Wir sind nicht mehr an erstem Glas.“ In dasselbe Jahr fallen dann die Dichtungen „Siegfrieds Schwert,“ die meisten der unter dem Titel „Frühlingslieder“ zusammengefaßten, darunter das humoristisch-satirische „Frühlingslied des Recensenten“; ferner die Liek und Minnesang verherrlichenden und den Sänger preisender im Tone der provençalischen Dichter gehaltenen Romanze „Rudello,“ „Durand,“ „Der Kastellan von Couch,“ „Do Massias“ und „Dante,“ von denen einige allerdings erst im Jahre 1814 abgeschlossen wurden, die aber alle Uhlands Nachempfindungsvermögen ebenso trefflich zeigen wie seine Gewandtheit, zarte Gefühle in süß melodische Rhythmen zu gießen endlich gehört außer verschiedenen anderen und dem erwähnten „Tallefer“ noch die liebliche „Romanze vom kleinen Däumling“ in dieses Jahr. Auch sind aus den beiden letzten Jahren wieder einige dramatische Entwürfe zu nennen, wie „Tamlan,“ „Francesca da Rimini,“ „Karl der Große,“ ein kurzer Entwurf, aus dem sich nichts weiter erkennen läßt, in humoristischen gereimten vierfüßigen Jamben abgefaßt, und „Schildeis,“ von denen die meisten allerdings schon früher begonnen waren und jetzt nur wieder vorgenommen, aber wenig geförde

wurden. Viel Zeit dagegen hat Uhland auf die Zusammenstellung und Vorbereitung der zum Theil mit Kerner, Fouqué und andern geplanten Almanache verwendet; wiederholt hat ihn auch noch sein Aufsatz über das altfranzösische Epos beschäftigt, den er öfter in einzelnen Theilen umarbeitete, endlich aber am 3. Mai 1812 zum Abschluß führte, so daß er noch im selben Jahre erscheinen konnte.

Seit Mitte Dezember war also Uhland nun in Stuttgart; schon am 19. Dezember stellte er sich bei seinem neuen Chef, dem Justizminister Freiherrn von der Lühe vor, der freilich nicht den günstigsten Eindruck auf ihn gemacht zu haben scheint, da Uhland ausdrücklich von dessen „bewegungslosem Gesicht und Statuenaugen“ spricht und durch einen kalten Empfang so entmutigt wurde, daß ihm bei einem Gange nach dem nahen Feuerbach unterwegs die Thränen in die Augen traten und er sein „gequältes Herz vor Gott aufschließt,“ wie das Tagebuch meldet. Noch vor den Festtagen, am 22. Dezember, wurde er vereidigt und begann am selben Tage seine Arbeiten auf dem Bureau. Er wurde daselbst auch sogleich sehr lebhaft in Anspruch genommen, mußte fast seine ganze Zeit bis abends um sieben Uhr dem Dienst widmen und zunächst aller Beschäftigung mit den Studien entsagen, wozu ihm nach der reichen Tagesarbeit und der großen Abspannung auch die Lust mangelte. Abends von 9—10 Uhr war jetzt die einzige Zeit, die er durch regelmäßigen Besuch des sogen. „Museums“ der Litteratur widmen konnte. Im Bureau hatte er die Aufgabe, die Entscheidungen der Gerichte zum Vortrage an den König zu bearbeiten. Der Minister wollte nun öfter diese Berichte so abgefaßt haben, wie er am ehesten hoffen konnte, bei dem gestrengen Herrscher, dessen despotischen Sinn er kannte, mit seiner Ansicht durchzudringen. Der junge Sekretär aber mit seinem geraden, rechtlichen Sinne, der nicht daran gewöhnt war, in abhängiger Stellung andern zu Gefallen auf seine gerade Meinung zu verzichten, verstand sich schlecht auf solche Umwege, so daß sich bald ein für beide Teile



unbehagliches Verhältniß gestaltete, obgleich der Minister sonst mit seinen Arbeiten zufrieden war. Dazu kam noch, daß auch die Annehmlichkeiten, die sich Uhland von dem Aufenthalte in Stuttgart versprochen hatte, zunächst wenigstens, ausblieben. Zwar war er schon in den ersten Tagen nach seiner Ankunft dajelbst in das sogen. „Schattenkränzchen“ eingeführt worden, einer Abendgesellschaft, zu der Hermann und Eduard Smelin, Köstlin, Albert Schott und andere gehörten, die regelmäßig Montags und Freitags in der Wirtshaus des Traiteurs Rudolph in der Bandgasse am Markte zusammenkamen, wurde aber hier anfangs nicht heimisch, ja fühlte sich sogar von den traulicheren Vereinigungen der Freunde förmlich ausgeschlossen, so daß er nur wenig Umgang mit Gleichaltrigen und Gleichgestimmten hatte und wiederum oft recht vereinsamt war. Erst im September wurde er förmlich in den „Schatten“ eingeladen und als Mitglied aufgenommen. Dem Verkehr in diesem geselligen, fröhlichen Zecherkreise verdanken auch die im folgenden Jahre gedichteten beiden Kneiplieder „Die sieben Zechbrüder“ und „Auf das Schattenkränzchen“ ihre Entstehung. In den ersten Monaten seines Stuttgarter Lebens ist dagegen so gut wie gar nichts Poetisches entstanden, doch wurde ihm dafür, wie er an Mayer schreibt, „die Poesie in dieser äußern Abgeschlossenheit von ihr gewissermaßen innerlich klarer und lebendiger, wie es oft bei entfernten Freunden der Fall ist.“ Im Frühjahr entstanden wohl noch einige kleinere Gedichte, dann am 23. Mai bei dem Tode des Pfarrers Hoser in Schmiden, seiner Mutter Bruder, die wenigen, den freundlich-milden Charakter des Oheims trefflich kennzeichnenden Zeilen „Auf den Tod eines Landgeistlichen“; aber „seit dieser Zeit,“ schreibt er im Oktober an die Mutter, „habe ich keinen Vers mehr gemacht. Es kommen mir wohl manchmal Ideen zu Gedichten, aber zur Ausführung habe ich weder Zeit noch Lust.“ Nach dem Tode seines Jugendfreundes Friedrich Harpprecht, der als Leutnant den russischen Feldzug mitmachte und dabei fiel, übergaben ihm dessen Eltern im Mai den schrift-

lichen Nachlaß ihres Sohnes, damit Uhland ihn ordne und für den Druck vorbereite, was er auch pietätvoll that, worauf im November das Werkchen unter dem Titel „Denkmal Friedrichs von Harpprecht“ bei Cotta erschien.

Das große Kriegsgewitter, das im Jahre 1813 wieder über Deutschland heraufzog, machte sich nun auch in Württemberg lebendig fühlbar, und nach der Schlacht bei Leipzig mußte sich König Friedrich I., der es im Herzen noch immer heimlich mit Napoleon hielt, Anfang November von diesem öffentlich lossagen und zu den Verbündeten übertreten. Als in den nun folgenden stürmischen Zeiten wiederholt Söhne von Honoratioren zur Landwehr einberufen wurden, fürchtete auch Uhlands Mutter für ihren Sohn, und gar besorgt schreibt sie ihm zum Weihnachtsfeste: „Sei mir doch recht vorsichtig wegen deinem Gesuch,\*) ich wüßte mir ja nichts Ärgeres, es wäre mir über meine Kräfte, dich als Soldat zu wissen;“ worauf jedoch Ludwig, von der feurigen Kampfstimmung jener Tage als echter Deutscher und glühender Vaterlandsfreund mit fortgerissen, die ebenso besonnene wie edel patriotische Antwort gab: „So wenig ich mich mutwilligerweise aussetzen werde, so kann ich doch nicht verhehlen, daß, wenn mit der Zeit auch bei uns eine Landwehr, d. h. eine allgemeine Volksbewaffnung und Dienstleistung während des Krieges eingerichtet werden sollte . . . ich mich einem solchen der guten Sache zu leistenden Dienste auf keine Weise entziehen möchte und darin eine wahre Beruhigung für mein ganzes künftiges Leben finden würde. Ich erinnere mich sogar noch wohl, daß die liebe Mutter selbst einst im Gefühl unseres bisherigen schmachlichen Zustandes geäußert hat, daß sie, wenn es einmal auf unsere Befreiung ankäme, auch ihren Sohn nicht zurückhalten würde.“ Die erwartete Möglichkeit wurde jedoch nicht Ereignis; Uhland blieb verschont von jeder Gefahr und mußte sich damit begnügen, seinem väterländischen Gefühle durch einige

\*) nämlich um feste Anstellung beim Minister.

begeisterte Pieder Ausdruck zu verleihen. In diesem Sinne entstanden die schlichten und doch so mächtigen Strophen „*Alles das Vaterland,*“ „*Lied eines deutschen Sängers,*“ „*Vorwärts,*“ „*Siegesbotschaft,*“ die, ohne in blinden Franzosenhaß und blutleczenden Ton zu verfallen, wie so viele andere in jenen Kampfzeiten geborene Kraftgesänge, doch seine ganz glühende Vaterlandsiebe ebenso entschieden wie würdig kund geben.

Jetzt trat auch wieder eine Wendung in Uhlands äußeren Verhältnissen ein. Noch immer lebte er ja hier als unbesoldeter Sekretär des Ministers, so daß er also trotz seiner 26 Jahre wieder vollständig auf die Unterstützung des Vaters angewiesen war, der in seiner nicht gerade glänzenden Lage es natürlich lieber gesehen hätte, wenn der Sohn nun bald unabhängig geworden wäre. Als daher in Tübingen selbst die Erledigung einer Sekretärstelle am Oberappellationstribunal in Aussicht stand, machte er Ludwig Anfang August sofort brieflich darauf aufmerksam, und dieser suchte auch bald danach eine Unterredung deswegen bei dem Minister nach. Indessen zog sich die Entscheidung wieder länger hinaus, wenn ihm auch Anfang November Herr von der Rühle die Aussicht eröffnete, daß er nun bald die Uniform tragen, d. h. also fest angestellt werden würde. „Dies wäre freilich hohe Zeit,“ schreibt Ludwig darauf am 7. November an die Eltern, „es ist nun nächstens ein Jahr, daß ich das Dekret meiner Anstellung erhalten habe, und ich würde es für das beste halten, wenn er nicht bis auf diesen Termin seine Zusage hält, ihn geradezu zu erklären, daß ich um meine Entlassung bitten müsse, übrigens wenn der geschickte Zeitpunkt endlich gekommen wäre, wo auf eine besoldete Stelle angetragen werden könnte, ich allenfalls wieder zu Dienst stehen würde.“ Der Minister ließ nun in der That den zu stellenden Antrag an das Finanzministerium ausfertigen, verzögerte die Abschiedung desselben aber immer und immer wieder, so daß Uhland schließlich Anfang April, über diese kränkende Hinausschiebung seiner

Sache erbittert, kurz entschlossen sein Entlassungsgesuch einreichte. Nun endlich fühlte sich der Minister bewogen, die Angelegenheit zu beschleunigen, worauf Anfang Mai die Ablehnung des Gesuches „wegen Überbürdung der Staatskasse“ eintraf, und dem Minister eröffnet wurde, wenn Uhland die Stelle nicht wie bisher, d. h. ohne Gehalt, besorgen wolle, so möge er sich nach einem andern Necessisten umsehen. So kränkend und niederschlagend aber diese Antwort auch war, so hat sie Uhland doch nicht sonderlich tief betrübt, ja in gewisser Beziehung war er sogar froh, die ihm unangenehme Bürde los zu werden, die ihm so ganz die Zeit und Lust zu seinen Lieblingsstudien und poetischen Arbeiten nahm. Was er auf den ihm gewordenen Bescheid empfunden hat, zeigt recht klar ein Brief, den er am folgenden Tage, den 10. Mai 1814, darüber an die Eltern schrieb. „Es muß Ihnen freilich schmerzlich sein,“ heißt es da, „daß Ihre bisherigen bedeutenden Opfer, deren Wert ich um so dankbarer erkenne, als sie mit so vieler Schonung gegen mich gebracht worden, den eigentlichen Zweck nicht erreicht haben, und auch mich wird mancher bedauern, daß mir eine anderthalbjährige, ziemlich mühselige Arbeit keine Frucht getragen. Auf der andern Seite jedoch werden Sie wohl mehr als ich in mancher Lage des Lebens erfahren haben, wie oft dasjenige, was äußerlich als ein hartes, ungerechtes Schicksal erschien, in der Wahrheit und im tiefem Grunde die weise Leitung einer gütigen Vorsehung war. So darf ich nun auch aussprechen, was ich bisher nie gegen Sie geäußert habe, daß durch ein längeres Beharren in meinen bisherigen Verhältnissen und nun vollends ein entschiedenes Anketten an dieselben mein Inneres von Tag zu Tag mehr gelitten haben würde.“ Doch meint er, habe er hier manche nützliche Bekanntschaft gemacht, so daß er jedenfalls hoffen könne, auch als Advokat sich ein ordentliches Auskommen bei mehrerer, besonders in jetziger Zeit so wünschenswerter Unabhängigkeit zu verschaffen. Nachdem er sich noch mündlich mit den Eltern über die Angelegen-

heit auseinandergesetzt hatte, nahm er wirklich seinen Abschied und trat am 16. Mai endgültig aus dem Amte.

Nun ging freilich wieder eine sorgenvolle Zeit für ihn an, und die Aussichten, die ihm sein Freund Karl Moser, der damals Ministerialsekretär in Stuttgart war, ermutigend gemacht hatte, wollten sich durchaus nicht erfüllen. Bei allem Fleiße konnte er sich als Advokat nur ein kaum genügendes Auskommen erringen, das ihn vollends in eine traurige Lage gebracht haben würde, wenn Uhland weniger anspruchlos und genügsam gewesen wäre. Er fühlte selbst, daß ihm „das Talent zum Erwerb“ fehle; nicht an Advokatengeschäften mangelte es ihm, „desto mehr aber an Leichtigkeit im Geschäft, besonders bin ich allzu zerstreut. Seit ich wieder die meiste Zeit zu Hause bin, locken mich immer alte und neue Phantasien von der Arbeit ab.“ Denn er hatte gerade damals eine herrliche poetische Zeit und mußte, wie Schwab an Kerner berichtet, „seinen poetischen Gedanken ordentlich Zwang anthun, damit seinem Brodstudium kein Eintrag geschehe.“ So kam es, daß in der nächsten Zeit wieder eine größere Anzahl Dichtungen entstanden oder doch entworfen wurden. Der schon im Oktober des vorigen Jahres gefaßte Gedanke zu einem Gedicht vom „Unstern,“ dem alles in der Welt schief geht, konnte wohl kaum zu einer andern Zeit so voller Galgenhumor ausgeführt werden, als gerade jetzt, wo der Dichter selbst all sein äußeres Streben erfolglos enden sah. Im Jahre 1814, in dem er sich auf Wunsch des Vaters noch verschiedentlich um freiverdende Proturatorstellen bewarb, ohne dabei vom Glück begünstigt zu sein, entstanden dann neben einer Anzahl kleinerer Gelegenheitsgedichte (darunter das humorvolle „Mezelsuppenlied,“ 1815 vom Hofmusikus Huber komponiert) vor allem die berühmt gewordenen und mit Uhlands Namen für alle Zeit untrennbar verbundenen kraft- und hoheitsvollen Balladen „Der blinde König,“ der jetzt nach dem Entwurfe des Jahres 1804 umgearbeitet wurde, „Des Sängers Fluch,“ welcher früher einmal von ihm als Drama

entworfen war und zum Theil auf Napoleon sich beziehen soll, und die gleichfalls nach einer früheren Idee jetzt ausgearbeitete „Schwäbische Kunde.“ Und wenn diese drei auch an Inhalt und Form voneinander abweichen, so stimmen sie doch an innerer, erhaben edler Schlichtheit, an hohen, das Herz durchdringenden, Seele und Gemüt erfüllenden Gedanken ebenso überein wie an wunderbarer, gediegener, den Gedanken voll erfassender und ausdrückender Sprache. Wie sehr auf ein gleichgestimmtes, mit dem Leben und der Poesie ringendes Gemüt z. B. „Des Sängers Fluch“ zu wirken vermochte, das beweisen Friedrich Hebbels Worte, als er diese Dichtung des herzlich von ihm verehrten älteren Dichters gelesen hatte: „War jemals ein Gedicht ein Alp gewesen, der mich erdrückte, so war es dieses. Er führte mich auf einen Gipfel, dessen Höhe ich im ersten Augenblick nur dadurch erkannte, daß mir die Luft zum freien Atem fehlte . . . Nun führte Uhland mich in die Tiefe einer Menschenbrust und dadurch in die Tiefen der Natur hinein; ich sah, wie er nichts verschmähte — nur das, was ich bisher für das Höchste angesehen hatte, die Reflexion — wie er ein geistiges Band zwischen sich und allen Dingen aufzufinden wußte, wie er entfernt von aller Willkür und aller Voraussetzung alles, selbst das Wunderbare und das Mystische auf das Einfachmenschliche zurückzuführen verstand, wie jedes seiner Gedichte einen eigentümlichen Lebenspunkt hatte . . . und, nicht ohne Verzweiflung, gewann ich das erste Resultat, daß der Dichter nicht in die Natur hinein-, sondern aus ihr herausdichten müsse.“

Mit neuem Eifer ging Uhland jetzt auch wieder daran, die Sammlung seiner Gedichte zum Druck vorzubereiten; er schrieb ein Vorwort dazu, fertigte ein Register an und machte sich an eine Reinschrift des Manuskripts, hatte er doch im August durch Hermann Gmelin erfahren, daß Cotta die Gedichte jetzt in Verlag nehmen wolle. Im Dezember erbot sich dann auch noch der Freiherr Karl August von Wangenheim, der seit dem Herbst des Jahres 1811 als Präsident

des Obertribunals und Kurator der Universität in Tübingen lebte und voll Interesse für Wissenschaft und Kunst ein gastfreies Haus hielt, in das auch Uhland alsbald eingeführt wurde, deswegen an Cotta zu schreiben. So kam nun in der That im Frühjahr 1815 der lange ersehnte Vertrag zum Abschluß; Cotta übernahm den Verlag und zahlte dem beglückten Dichter das von ihm verlangte Honorar von 400 Gulden dafür. Zur Michaelismesse, Ende September, erschien das Bändchen.

Von den Freunden waren es jetzt namentlich Roser und der Advokat Albert Schott, mit denen Uhland in Stuttgart am meisten verkehrte; mit letzterem kam er auch noch dadurch in nähere Verbindung, daß dieser ihm in seinem Berufe behilflich war, ihm verschiedene Prozesse übertrug und ihn in seine Familie einführte, wo Ludwig manche heitere Stunde verlebte, aber mit dem Freunde auch ernstere Studien trieb, sogar regelmäßige Stunden zur gemeinsamen Lektüre der griechischen Schriftsteller einrichtete. Schott trieb aber außerdem lebhaft Politik, und so ist es leicht denkbar, daß gerade der Umgang mit ihm den Dichter jetzt in die Bewegung hineingerissen hat, die wie in fast allen deutschen Staaten, so auch in Württemberg die Gemüther erfüllte, die Bewegung zu Gunsten freiheitlicher Verfassungen, die auf dem Wiener Kongreß von den Regierungen dem Volke verheißen wurden. Und wie sehr eine geregelte Ordnung, namentlich auch auf rechtlichem Gebiete, eine Beschränkung der maßlosen Willkürherrschaft der Regierenden geboten war, das hatte ja Uhland schon zur Genüge während seiner Thätigkeit im Ministerium erfahren, so daß jetzt nur ein gelinder Anstoß dazu gehörte, den für Recht und Gerechtigkeit so empfindlichen und begeisterungsfähigen Mann mitten in das politische Treiben hineinzubringen.

Als König Friedrich von Württemberg, ein verständiger, scharfblickender, aber von einer unbezähmten Selbstsucht erfüllter Charakter, der keinen Widerspruch duldete und jede Hemmung seines Willens als Anfehnung ansah, den Versuch machte,

dem Lande eine Verfassung zu octroyieren, faßte der Landtag am 15. März einmütig den Beschluß, die vorgelegte Urkunde nicht als Grundgesetz anzuerkennen, sondern Unterhandlungen auf Grundlage der alten am 30. Dezember 1805 aufgehobenen Verfassung zu verlangen. Diese alte ständische Verfassung, das sogen. alte gute Recht, für das auch Uhland, freilich ohne genügende Berücksichtigung der Forderungen einer neuen Zeit, später so mannhaft und unerschütterlich eingetreten ist, bestand im wesentlichen in der Verbürgung, daß kein Stück vom Lande getrennt oder mit Schulden belastet werden dürfe, den Unterthanen keine ungesetzliche Steuer auferlegt und ohne Einwilligung der Stände kein Gesetz verändert oder neu gegeben werde, die Vorrechte der Gemeinden und einzelnen nicht gekränkt, niemand ohne rechtliche Erkenntnis gestraft werden und jeder frei auswandern dürfe. Zur Zeit als diese Verfassungsfragen auftauchten und man in Stuttgart die Einrichtung neuer Stände im Sinne der alten erwartete, plante man sogleich, für diese eine Archivar- und eine Registratorstelle mit 1000 und 800 Gulden Besoldung einzurichten, zu deren Übernahme sich unter zahlreichen andern Bewerbern auch Uhland und sein alter Freund August Weisser, der 1816 Uhlands Cousine Wilhelmine heiratete, bereit erklärten. Da jedoch die Verhandlungen der Regierung mit den Ständen ergebnislos blieben und diese am 26. Juli vertagt wurden, so war natürlich zunächst nicht an die Einrichtung der beabsichtigten Stellen zu denken. Uhland aber, der von den Eltern wiederholt dazu gedrängt worden war, sich immer wieder um eine feste Anstellung zu bewerben, war jetzt, bei dem Gange der politischen Ereignisse und seiner entschiedenen Hinneigung zur Sache der Stände, herzlich froh, nicht einer Regierung dienen zu müssen, die nach seiner Überzeugung das Recht der Bürger mit Füßen trat. In erklärte den Eltern in einem Briefe vom 2. August offen: „Übrigens darf ich nicht verhehlen, daß, wenn ich heute zum Prokurator ernannt würde, ich von dieser Ernennung nicht



einmal Gebrauch machen könnte, indem es durchaus meiner Überzeugung entgegen wäre, bei dem gegenwärtigen Stand der Dinge dem König den Eid zu schwören.“ Die Eltern freilich, die an diese Dinge einen andern Maßstab anlegten und die Angelegenheit ihres Sohnes mit andern Augen betrachteten, waren mit dessen Verhalten durchaus nicht einverstanden, und ziemlich unwirsch antwortete ihm deshalb die sonst so liebevolle Mutter: „... so bleibst du immer, was du bist, auch kommen alte Advokaten aus der Mode. Und dann, um wieviel häusliches Glück bringst du dich; kannst lange nicht heiraten &c. Du kennst dich selbst nicht, sonst würdest du neben deiner innern Gefälligkeit, die ich dir bestimmt zuspreche, auch äußerlich es mehr sein. Ich bemerke dies abermal bei deinem letzten Hiersein. Kam einer, wo du nicht gerade in der Laune zum reden warst, so machtest du ein Gesicht, als ob du ihm feind wärest &c.“ Aber so schmerzlich auch dem zärtlichen Sohne der Gedanke war, den sehnlichen Wunsch der Eltern nicht erfüllen zu können und ihren Unwillen zu erregen, so blieb er doch fest bei seinem Entschlusse, dieser Regierung nicht zu dienen, zog sogar sein früher eingereichtes Gesuch um eine Prokuratur zurück und beteiligte sich nun mit um so größerem Eifer an dem weiteren Verlaufe der politischen Angelegenheiten. Er nahm selbst lebhaften Anteil an der Wiedereröffnung der Landstände am 14. Oktober und bethätigte sich an der allgemeinen Feier des 18. Oktober, der diesmal zugleich als ein Begrüßungsfest für die Landstände mit großem Jubel und freiheitlichen Regungen begangen wurde, — wurde doch dabei auch ein Heft der adelnsfreundlichen Zeitschrift „*Memannia*“, worin die Landstände geschmäht waren, verbrannt — infolge einer an ihn gerichteten Bitte, durch Abfassung eines Gedichtes („*Die Schlacht der Völker ward geschlagen*“), das dem Abgeordneten der Stadt Stuttgart, dem Bürgermeister Klüpfel, überreicht wurde.

Wie dieses echt vaterländische, von heiligem, patriotischer Geiste durchglühte Gedicht, so sind gerade in der Zeit, d

Württembergs innere Lage eine unsichere, schwankende war, im Sommer 1815, dem Dichter noch eine Anzahl Balladen aus der alten württembergischen Geschichte gelungen, die ihn wie seinen Landsleuten allezeit als eine glanzvolle, heldenhafte vor Augen stand; es ist die Zeit des Grafen Eberhard, der Greiner oder auch der Kauschebart genannt, dessen und seines Sohnes Ulrich Kämpfe Uhland in den vier Dichtungen: „Der Überfall im Wildbad,“ „Die drei Könige zu Heimsen,“ „Die Schlacht bei Neutlingen“ und „Die Döffinger Schlacht“ besang. Und um dieselbe Zeit trat er auch einem andern alten schwäbischen Stoffe näher, der Sage vom Herzog Ernst, die er in dem bekannten Volksroman kennen lernte und zunächst, am 29. August, in einem Gedichte zu behandeln gedachte, kurz darauf aber, am 5. September, bereits dramatisch zu gestalten unternahm. Allerdings zog sich dieses Werk infolge seiner juridischen Arbeiten und seines Anteils an den ständischen Kämpfen noch länger hinaus. Auch mit einer dramatischen Behandlung der Geschichte „Konradins“ beschäftigte er sich bald darauf in Gedanken, doch kam derselbe nicht über eine in fünffüßige Jamben gefaßte Scene hinaus, ebenso wie ein geplanter Schwank „Die Weiber von Weinsberg,“ von dem auch nur ein Stück in vierfüßigen gereimten Jamben fertig wurde. Neue Anregung zu poetischem Schaffen erhielt Uhland, als Friedrich Rückert im Dezember 1815 als Mitredakteur des „Morgenblattes“ nach Stuttgart kam. Beide schlossen sich alsbald eng aneinander an und verkehrten fast täglich zusammen; diesem freundschaftlichen Verhältnis verdankt unter anderem auch ein poetischer Wettstreit, nach Art der alten französischen Troubadours, sein Entstehen. Sie wollten, schlug Rückert am 7. Februar des folgenden Jahres vor, ein Tenzon, ein Streitgedicht, liefern über das Thema:

„Sänger, sprich mir einen Spruch!  
Sagt mir, was ist mindre Not:  
Der Geliebten Treuebruch,  
Oder der Geliebten Tod?“



und zwar bekam Uhland die Aufgabe, der Geliebten Tod als das geringere Leid zu besingen, der er sich sogleich an den beiden folgenden Tagen mit gutem Geschick entledigte. In der zweiten Hälfte des Oktobers 1816 schrieb Uhland nur auch den zweiten Gesang des Romanzenzyklus „Fortunat und seine Söhne,“ dessen erstes Buch er bereits Ende 1814 und Anfang 1815 ausgeführt hatte. Seine Absicht war, in einer Reihe von Gefängen den Fortunatusstoff zu behandeln, d. h. seinen Helden Fortunat, den Günstling der Glücksgöttin Fortuna, die den Dichtern gram ist, weil diese sie für blind und ungerecht erklärt haben, durch die mannigfachsten Abenteuer zu geleiten, in die ihn die Göttin stürzt, um ihre Macht zu zeigen. Leider hat Uhland wie so manche anderen auch diese Dichtung nicht vollendet; nur die beiden ersten Gesänge, in achtzeiligen Stanzas von gereimten fünfßüßigen Jamben, sind zur Ausführung gekommen, die zwar, dem Versmaße zuliebe, manche sprachliche Verstöße aufweisen, wie sie äußerst selten bei Uhland vorkommen, aber sonst ihrem Inhalte und ihrer Form nach zu den köstlichsten Erzeugnissen seiner Muse gehören. Von den übrigen Gedichten dieses Jahres sind besonders die später unter dem gemeinsamen Titel „Vaterländische Gedichte“ in die Sammlung aufgenommenen hervorzuheben, die Uhlands Stellung zu den schwebenden politischen Fragen seines engeren Vaterlandes kennzeichnen. Über diese politischen Lieder schrieb Uhland am 7. November 1816 an Barnhagen, der, gleich Kernner, nicht des Dichters Standpunkt teilte: „Sie sind im Gegensatz nicht bloß zu den eigentlich schlecht Gesinnten, sondern hauptsächlich auch zu denen gedichtet, die mit Hintansetzung unserer Geschichte, unserer Eigentümlichkeiten, aus dem Blauen herab und nach individuellem System uns umgestalten und wohl gar beglücken wollen. Du vermißest vielleicht einigermaßen die Beziehung aufs Ganze. Aber teils ist der Zyklus noch nicht geschlossen, teils glaube ich, daß Deutschland von oben herab, von den Kongressen und Bundestagen, den obschwebenden Verhand-

lungen der Kabinette zunächst wenig mehr zu erwarten hat; daß hingegen, wenn erst jeder Volksstamm zum Selbstgefühl erwacht und zu innerer Begründung gelangt sein wird, hieraus auch die Kraft des Ganzen hervorgehen wird.“ Außerdem mögen von den Dichtungen dieses Jahres noch das Trinklied „Was ist das für ein durstig Jahr!“ und die romanzenartige Bearbeitung der Sage „Der Schenk von Linburg“ genannt sein.

In Uhlands äußeren Verhältnissen hat sich während des Jahres 1816 nichts geändert; er blieb nach wie vor auf seine Advokatengeschäfte angewiesen und weigerte sich entschieden, den wiederholt an ihn herantretenden Wunsch der Eltern, sich um eine Staatsstelle zu bewerben, zu befolgen. Auch als sich sein Freund Karl Mayer mit dem Buchhändler Chr. Fr. Winter in Heidelberg in Verbindung gesetzt hatte, um mit dessen Hilfe daselbst eine Bibliothekarstelle oder eine Professur an der philosophischen Fakultät für Uhland zu erlangen, aber mit beiden keinen günstigen Erfolg hatte, dankte ihm dieser am 26. März für sein Bemühen und fügte resigniert hinzu: „Unter den vorliegenden Umständen ist freilich nichts zu machen. Meine dir bekannten Erfahrungen haben mir den Grundsatz festgestellt, in keinerlei Verhältnis mehr einzugehen, das nicht gleich ein, wenn auch mäßiges, doch sicheres Auskommen verschafft. Ohnehin würde es mir nicht einmal möglich sein, aus eigenen Mitteln und ohne neue Zuschüsse meines Vaters auch nur vorläufig den Aufenthalt in Heidelberg zu bestreiten.“ Ehrenvoll aber war für den auf philologischem Gebiete bis dahin noch wenig Hervorgetretenen die im Juli an ihn gelangende Einladung, der Berliner Gesellschaft für deutsche Sprache beizutreten, auf die er dann im Januar des folgenden Jahres das Gedicht „Die deutsche Sprachgesellschaft“ verfaßte.

Im Jahre 1816 bahnte sich auch ein Verhältnis an, das für die Zukunft des Dichters entscheidende Folgen haben sollte. Am 31. Oktober 1816 hatte sich sein langjähriger Freund

Karl Moser mit einer Tochter des verstorbenen Kaufmanns Johann Martin Bischer in Calw vermählt, und durch ihn wurde jetzt Uhland auch im Hause der Schwiegereltern, des Hofrats Joh. Aug. Ferd. Pistorius, eingeführt, mit dem sich die Mutter der jungen Frau nach dem frühen Tode ihres ersten Gatten 1803 in zweiter Ehe verheiratet hatte. Hier und in Mosers jungem Heim lernte Uhland dessen jüngere Schwägerin Emilie (geboren am 15. Mai 1799), die im Elternhause stets Emma genannt wurde, kennen und kam durch den häufigen Verkehr mit Mosers auch mit dieser so oft in Berührung, daß es wohl erklärlich ist, wenn schon damals bald das Gerücht sich verbreitete, er werde sich mit Emma Bischer verloben. Mag auch dieses Gerücht zunächst völlig unbegründet gewesen sein, so ist doch die überaus häufige Erwähnung des jungen Mädchens in Uhlands Tagebuch immerhin ein Zeichen dafür, wie lebhaft ihn dasselbe interessiert hat. Daß freilich „an dem ernstesten, stillen Herrn Uhland auch gar nichts von einem Liebhaber zu entdecken war,“ wie dessen Witwe später schrieb, kann nicht Wunder nehmen bei einem Manne, dessen Mutter den bald Dreißigjährigen noch immerfort wegen seiner Unbeholfenheit und seines zurückhaltenden, schüchternen Wesens tadeln muß. Die spätere Gattin erklärt diese Zurückhaltung in edler Weise mit der vorläufig noch völlig unsicheren Lage Uhlands und seinem Pflichtgefühl, vor Herstellung der Verfassung keinen Staatsdienst in Württemberg anzunehmen. Sie gewann jedoch, wie sie sagt, „bei längerer Bekanntschaft einen tieferen Einblick in sein Herz und lernte begreifen, wenn auch unter manchen inneren Kämpfen, daß einem überzeugungstreuen Manne kein Opfer zu groß sein dürfe, daß Uhland schweigen und zuwarten müsse, bis günstigere Umstände für seine Wünsche eintreten würden. Dieses Verständnis konnte in ihr die Hochachtung und Neigung nur vertiefen, und durch treue Freunde, wie Schwabs, wurde die Hoffnung in beider Herzen gestärkt.“

Das Jahr 1817, wo die Landstände von neuem einbe-

rufen wurden, um den auf dem Zweikammersystem fußenden Verfassungsentwurf des jetzt mit der Leitung dieser Angelegenheit betrauten Präsidenten Wangenheim zu beraten, brachte Uhland zunächst wieder mit den politischen Dingen in nahe Berührung. Ja seine Gesinnungsgenossen forderten ihn jetzt sogar noch vor Vollendung seines dreißigsten Jahres auf, durch einen Artikel über die Verfassung die Aufmerksamkeit der Wähler für eine eben freigewordene Stelle in den Landständen auf sich zu lenken, denen er zum Geburtstage des Herzogs Christoph (15. März) das Gedicht „Den Landständen“ weihte, eine Mahnung, bei dem Entscheide ihrer Manneswürde eingedenk zu sein und für des Volkes Rechte fest und unverbrüchlich einzutreten. Zugleich ließ er sich in der That bestimmen, ein Flugblatt zu veröffentlichen, das sich entschieden gegen zwei Kammern und gegen die Bevorrechtung des Adels ausspricht. Da jedoch in den Verhandlungen keine Einigung mit der Regierung zustande kam, wurden die Stände am 4. Juni aufgelöst, und Uhland widmete ihnen den echt demokratischen, von stolzem Volksbewußtsein erfüllten „Nachruf“: „Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet etc.“ Mit Auflösung der Landstände und dem vorläufigen Ruhen der Politik trat nun auch für die folgenden Monate eine größere Ruhe für den Dichter ein, der sich jetzt mit Eifer daran machte, neben seinen juristischen Arbeiten, sein Trauerspiel „Herzog Ernst“ zu vollenden, das ihn die ganze letzte Zeit unablässig beschäftigt hatte. Gegen Ende Juli kam das Werk zum Abschluß, wurde sogleich ins Reine geschrieben und dann Schott überhandt, der es alsbald, Anfang August, der Theaterdirektion einreichte. Auch hatte Uhland die Freude, jetzt sehr schnell einen Verleger für sein Werk zu finden, ja sogar Angebote von mehreren Seiten zu bekommen. Während einer Reise, die er Mitte August mit Schott und dessen Frau nach Heidelberg und Worms unternahm, kam der Vertrag mit dem Buchhändler Winter in Heidelberg zum Abschluß, in dessen Verlag das Werk, das dem Dichter ein Honorar von 400 Gulden eintrug, im Dezember

erschien. In Uhlands Drama wird nur das rein Geschichtliche des Stoffes behandelt, d. h. die Erhebung Herzog Ernsts II. gegen seinen Stiefvater Kaiser Konrad II. Die märchenhaften Abenteuer, die in dem Volksbuche vom Herzog Ernst mit dessen Person zusammengebracht werden, hat der Dichter wohl erwähnt, aber nicht eigentlich vertretet; denn ihm kam es wesentlich darauf an, das Verhältnis des jungen Herzogs zu seinem Freunde Werner von Riburg zu schildern, zu zeigen, wie echte, wahre Freundschaft durch keine Drohung, selbst durch des Kaisers Willen nicht zerstört werden kann, allen Gefahren trotz, Not und Tod überdauert. Der Grundzug des Dramas, das sich durch seine schöne, edle Sprache, sowie durch seine glatten, fließenden Verse vorteilhaft auszeichnet, ist die Verherrlichung der alten deutschen Treue, eine Tendenz, die in jener von widerstrebenden Meinungen erfüllten Zeit um so eindrucksvoller wirken mußte und wohl auch sollte. Man hat Uhland wegen dieser von ihm beabsichtigten Tendenz oft Vorwürfe gemacht und dem Stücke deswegen den eigentlichen poetischen Wert abgesprochen. An solchem fehlt es ihm aber ganz gewiß nicht; ja man könnte sagen, daß gerade in der Behandlung dieser Tendenz schon an und für sich ein solcher steckt, und überdies wird dieselbe durchaus nicht so stark und aufdringlich hervorgekehrt, daß dadurch das Drama rein als Tendenzdrama erscheinen müßte. Freilich als Drama ist das Ganze, trotz rühmenswürdiger Einzelheiten, weniger geglückt. Zwar führt gleich die erste Scene kurz und bündig scharf in die politische Lage und in die Voraussetzung der Handlung ein, aber sie thut dies zu sehr durch bloße Erzählung der Begebenheiten, die doch den Handelnden bekannt sind. Schön und gut dramatisch gelungen ist dann wieder die bewegte Erkennungsscene und erste Begrüßung zwischen den beiden Freunden Ernst und Werner, ganz undramatisch aber Werners langer Bericht von der Krönung des Kaisers, ebenso im fünften Akte der Bericht über den hinter der Scene sich vollziehenden Kampf, während im dritten Akte die Einführung

Udalberts, des Mörders von Ernsts Vater, zu Gunsten des Sohnes volle Anerkennung verdient.

Bei den Freunden, die der Dichter alsbald in den Besitz seines Dramas setzte, fand dasselbe sehr liebevolle Aufnahme; Kerner nennt es „wahrhaft herrlich“ und schreibt: „Du zeigst, daß du auch hierin Meister bist,“ und auch Barnhagen erkennt diese hohe Vortrefflichkeit rühmend an, setzt freilich in seinem Schreiben an Kerner hinzu: „es ist manches daran zu vermissen, was für den Dichter ein Lob, für das Gedicht aber doch ein Mangel ist.“ Im übrigen freilich scheint die Aufmunterung, die sein dramatisches Dichten in Stuttgart gefunden hat, nicht sonderlich gewesen zu sein, trotzdem aber erklärt er, „laß ich es darum doch nicht liegen.“ Und in der That, kaum hatte „Herzog Ernst“ die Druckerpresse verlassen, als sich Uhland, der sich inzwischen schon wieder mit verschiedenen dramatischen Plänen, so einem Nibelungendrama und einer Agnes Bernauerin getragen hatte, bereits im Januar 1818 lebhaft an die Ausarbeitung seines zweiten vollendeten Dramas machte, an das Schauspiel „Ludwig der Bayer,“ wozu ihn ein Preisauschreiben des Königs Max Joseph von Bayern für ein Drama aus der bairischen Geschichte bestimmte. Und er arbeitete nun so eifrig an dem, seinem Charakter so günstig liegenden Stoffe, daß er das Stück, das er als ein „Symbol der deutschen Stammeseinheit“ auffaßte, bereits am 24. Mai hoffnungsfroh unter dem Motto *Poscimus* nach München abschicken konnte. Allein der Preis fiel nicht auf Uhlands Schauspiel; er tröstete sich jedoch bald darüber, um so mehr als der Buchhändler Reimer in Berlin, der sich bereits für den Verlag des „Herzog Ernst“ angeboten hatte, das neue Drama sogleich für 300 Gulden erwarb. Das Stück schildert in enger Anlehnung an die Geschichte den Kampf des Herzogs Ludwig von Bayern mit Friedrich dem Schönen von Oesterreich um die deutsche Kaiserkrone, in dem Friedrich unterliegt und gefangen wird. Von Ludwig freigegeben, um seine Angehörigen von weiterem Kampfe ab-



zunahmen, kehrt Friedrich, als ihm dies nicht gelingt, seinem gegebenen Worte gemäß in die Gefangenschaft zurück und rührt durch diese edle, treue That Ludwig so, daß dieser ihn zu seinem Mitregenten erhebt. Auch in „Ludwig dem Bayern“ hat Uhland altgerühmte Züge deutschen Wesens verherrlicht, deutscher Treue und deutschem Manneswort ein leuchtendes Ehrenzeichen gesetzt, aber auch hier wieder mehr seine lyrische Begabung als dramatische Gestaltungskraft gezeigt, zu viel Thatsachen- und Stimmungsbericht geboten. Überhaupt wird alles Lyrische, was sonst in seinen Gedichten zum Ausdruck kam, jetzt, wo ihm solche so gut wie gar nicht reifen, in Dramen angebracht. Die Lust zum dramatischen Schaffen ist ihm während der Arbeit damit so gewachsen, daß er unmittelbar nach Vollendung „Ludwigs des Bayern“ wieder alte und neue Pläne durchdenkt und in Angriff nimmt, so einen „Konradin,“ einen „Otto von Wittelsbach,“ einen „Johann von Schwaben“ und ein dramatisches Gedicht vom alten „Welf.“

Aber unter all diesen dichterischen Arbeiten und Plänen, die seine Seele gefangen nahmen, trat doch immer wieder die Mahnung des Vaters, eine feste Stellung zu suchen, und die eigene Erkenntnis seiner unerquicklichen Lage störend in seine Kreise. Schon im Dezember 1817, wo gerade die Gelegenheit zu einer Bewerbung günstig war, hatte ihn der Vater darauf aufmerksam gemacht, daß es ihm jetzt leicht sein dürfte, die Professur für deutsche Sprache und Litteratur in Tübingen zu erhalten. Aber auch hier weist Ludwig, so leid es ihm thut, der Eltern Wunsch nicht erfüllen zu können, mit entschiedener Festigkeit darauf hin, daß ihm auch bei einer solchen Stellung der nämliche Grundsatz entgegenstehe, der ihn von jeder Bewerbung bei der neuen Organisation abhalten mußte, nämlich „vor Herstellung eines Rechtszustandes in Württemberg auf jede Stelle zu verzichten, welche mit einer Verpflichtung auf den Namen des gegenwärtigen Königs verbunden wäre.“ In fast an starre Hartnäckigkeit grenzte es, daß er sich jetzt sogar weigerte, ihm direkt angebotene Stellen,

so als Oberamtsrichter und in einem Gerichtshof, im Lande anzunehmen, so daß er bei einer neuen Anzapfung seitens des Vaters diesem am 4. Oktober schreibt: „Es ist mit mir sonderbar gegangen; als ich eifrigst irgend eine Anstellung suchte, wollte sich nichts fügen, und erst seit mir Grundsätze verbieten, mich um eine solche zu bewerben, kommt man mir da und dort entgegen. Ich will aber meinen Grundsätzen getreuer bleiben, als . . . es seinen politischen Gesinnungen geblieben ist. Würde ich jetzt nach mehrjähriger Ausdauer zurücktreten, so müßte ich alles, was ich bisher durchgemacht, für eine Thorheit erklären.“ Diese Erkenntnis und der Wunsch, ein festes Ziel zu erreichen, ließ ihn zur gleichen Zeit daran denken, sich außerhalb Württembergs nach einer Universitäts- oder Kanzleistelle umzusehen, und zwar um so mehr, als ihm schon angekündigt worden war, daß er nach den neuen Einrichtungen hier nicht einmal als Advokat mehr werde praktizieren können. Nur die Nothwendigkeit und die Einsicht, daß ferneres Warten ihn verderben würde, ließ ihn, der durch so treue Liebe an sein Vaterland geknüpft war, außerhalb desselben Hilfe suchen. Aber auch hier sollte sein Wunsch nicht in Erfüllung gehen; weder in Basel, wo er sich um die Lehrstelle für die Litteratur bei der neu organisierten Universität bewarb, noch in Frankfurt, wo er an einem Gymnasium, bei einer Bibliothek, einem Archiv oder in einer Kanzlei unterzukommen trachtete, hatte er Erfolg. Wie sehr aber der eingefleischte Demokrat trotz der mißlichen Lage, in die er durch das Königtum gekommen war, Gerechtigkeit walten ließ, wo rein Menschliches auch von dieser Seite an ihn herantrat, das bewies er mit dem schönen Gedichte „Katharina,“ das er auf den Tod der jungen Königin von Württemberg dichtete, der Gemahlin König Wilhelms, der am 30. Oktober 1816 seinem Vater in der Regierung gefolgt war, und jetzt plötzlich nach kurzer Ehe die Gattin am 9. Januar 1819 verlor. Kurze Zeit darauf, im Februar, da Uhland noch in Hoffnung, als Professor nach Basel gehen zu können, sich mit Walthers

von der Vogelweide beschäftigt, kam ihm auch der Gedanke, eine litterarhistorische Schilderung dieses mittelalterlichen politischen und lyrischen Dichters zu unternehmen, dessen mutiges Auftreten ihn wohl fesseln mußte, ein Plan, der ihn nun neben anderen Arbeiten längere Zeit beschäftigte. Auch hatte Uhland in diesem Frühjahr die Freude, sein Drama „Herzog Ernst“ am 7. Mai unter großem Beifall im Stuttgarter Theater aufgeführt zu sehen, nachdem es zwei Tage vorher schon in Hamburg mit Erfolg gegeben worden war. Die günstige Folge, die sich des Dichters Freunde für seine Person und seine Poesie aus diesem Triumph versprachen, blieb allerdings aus, wie jetzt überhaupt auf Jahre hinaus Uhlands Muse fast völlig ruhte, als sein Leben und seine Arbeitskraft für ganz andere Dinge ernsthaft in Anspruch genommen wurden. Nur das längst geplante Trauerspiel „Konradin,“ so wie ein neues „Bernardo del Carpio,“ das, so schön und ergreifend es auch gestaltet ist, doch über den Entwurf nicht hinauskam, und die Vorbereitung der zweiten Auflage seiner Gedichte, die ihm wieder 800 Gulden Honorar brachte, beschäftigten ihn noch eine Zeitlang.

XIII

#### 4. Uhland als Landtagsabgeordneter und Professor.

(1819—1838.)

Als im Juni 1819 nach zweijähriger Unterbrechung die württembergischen Landstände wieder einberufen wurden, erhielt auch Uhland von verschiedenen Seiten Anträge, eine Repräsentantenstelle dafür anzunehmen, und zwar von Eßlingen, dem Oberamt Tübingen, vom Oberamt Ludwigsburg und von Neuenburg. Trozdem Uhland entschieden erklärt hatte, den bisherigen Repräsentanten für Tübingen, der für das Recht gestimmt hatte, das Vertrauen seiner Wähler besaß und auch wieder kandidieren wollte, nicht aus seiner Stellung verdrängen zu wollen, fiel doch am 1. Juli die Wahl daselbst auf ihn. Uhland nahm an und reiste am 11. nach Ludwigs-

burg, wo am 13. die Eröffnung stattfand. Er wurde auch sogleich in das Komitee zur Abfassung einer Dankadresse gewählt, deren Entwurf er ausarbeitete. Mit kurzen, klaren Worten, voller Ehrfurcht, aber ohne demüthige Untervürftigkeit ist darin den Gefühlen des Dankes für die Bereitwilligkeit des Monarchen zu neuen Unterhandlungen und für die Hoffnung auf redliche „Förderung des großen Werkes“ Ausdruck gegeben. Der Deputation, die am 24. Juli dem Könige die Adresse überreichte, gehörte auch Uhland an. Daß er nicht, wie beabsichtigt war, auch in die ständischen Kommissarien gewählt wurde, war ihm ganz lieb, da es ihm viel mehr um eine freiere Wirksamkeit in der Plenarversammlung als um die Kommissionsgeschäfte zu thun war. In den nächsten Wochen nahmen nun beständige Sitzungen fast seine ganze Zeit in Anspruch. Mit Eifer wandte sich Uhland hier von neuem gegen die Schaffung einer besonderen Adelskammer, konnte aber schließlich doch nichts dagegen ausrichten und war noch froh, daß die Sache so glatt und im ganzen auch zur Zufriedenheit abging. Am 24. September fand die Unterzeichnung des Entwurfs statt, und nach einigen offiziellen Schlußfeierlichkeiten kehrte Uhland am 30. endgültig nach Stuttgart zurück. Er trat nun neben den juristischen Arbeiten auch seinen poetischen Plänen wieder näher, ohne aber sonderlich viel zu fördern; nur ein Prolog zu seinem „Herzog Ernst,“ der am 29. Oktober zur Feier der Verfassung in Stuttgart aufgeführt werden sollte, kam zustande, worin Uhland das unglückselige Ende seiner Helden mit den traurigen rechtlosen Verhältnissen des Landes in Verbindung bringt. Auch die Tübinginger Bürger ließen es sich nicht nehmen, ihrem heimathlichen Abgeordneten zu ihrer Verfassungsfeier am 28. Oktober eine Einladung zu schicken, der Uhland auch Folge leistete. Da war es denn für die Eltern, die so oft um ihn und seine Zukunft gebangt, eine wahre Herzensfreude, zu sehen, wie ihr Sohn so allgemein geehrt und ausgezeichnet wurde. Groß aber war vor allem auch die Freude der Mutter darüber, die

Erfüllung ihres Herzenswunsches in nahe Aussicht gerückt zu sehen, daß ihr Ludwig nicht als Hagestolz durchs Leben gehen werde. Das Vertrauen der Lübingen zu dem Sohn ihrer Stadt gab sich noch weiter dadurch kund, daß er am 28. Dezember dafelbst mit 106 von 127 Stimmen auch zum Abgeordneten für den Landtag gewählt wurde, der am 15. Januar 1820 zusammentrat. Am folgenden Tage wurde auch seine Verlobung mit Emilie (Emma) Vischer bekannt gegeben. Nun aber ging für den glücklichen Bräutigam eine arbeitsreiche Zeit an; fast täglich fanden Sitzungen des Landtags statt, bei denen der immer Pflichtgetreue nie fehlte; zudem wurde er jetzt auch in mehrere Kommission gewählt und häufig mit den Berichten über dieselben betraut, so am 12. April mit dem Referat über die Nothwendigkeit eines deutschen bürgerlichen Gesetzbuchs und über Öffentlichkeit der bürgerlichen Rechtspflege. Wie angelegen er sich alle diese Sachen des öffentlichen Wohles sein ließ, wie er ihretwegen seine ureigensten Angelegenheiten ohne Zwang hintansetzte, beweist, daß er selbst an seinem Hochzeitstage, am 29. Mai, den ganzen Vormittag bis 2 Uhr im Ständehause zubrachte, und selbst nach der Trauung, die um 3 Uhr vollzogen wurde, noch einmal auf kurze Zeit dahin zurückkehrte. So war es nur natürlich, daß er auch die beabsichtigte Hochzeitsreise auf eine spätere Zeit, bis nach Schluß des Landtags, verschob. Aber auch, als dieser Mitte Juni erfolgte, mußte er noch bleiben, da man ihn in den Ausschuß, d. h. die zurückzulassende Kommission wählte, die sich aus drei Mitgliedern der ersten und zwölf der zweiten Kammer zusammensetzte. So hat Uhland, der zwischen all dieser politischen Thätigkeit noch emsig mit seinem „Walther“ beschäftigt war, von einigen Ausflügen und Besuchen mit seiner jungen Frau abgesehen, die Flitterwochen in angestrengtester Arbeit verlebte. Große Freude bereitete ihm in dieser Zeit der Besuch des berühmten Germanisten Freiherrn Joseph von Laßberg, am 28. und 29. Juni, mit dem er seit Anfang April, wo er ihm einen Auszug aus seinem

„Walthar“ geschickt hatte, in Briefverkehr stand. Die Bekanntschaft mit diesem ausgezeichneten Gelehrten, der ihm auch den ersten Band (später auch die weiteren) seines „Liedersaales,“ jener wertvollen Sammlung von alten Erzählungen und Gedichten, übersandt hatte, wurde für Uhland von großem Wert für seine philologischen Studien, da Fasberg mit den bedeutendsten Vertretern des Faches in Verbindung stand und dem Dichter bei dessen späteren wiederholten Besuchen in Eppisshausen und auf Schloß Meersburg seine große Bücher- und Handschriftenammlung mit der größten Liebenswürdigkeit zur Verfügung stellte.

Endlich am 8. Juli, als die landständischen Arbeiten vorläufig erledigt waren, konnte das junge Ehepaar die geplante Reise nach der Schweiz antreten. Der Thurgau, St. Gallen, Schwyz, der Rigi, die beiden Scheidecken, das Emmenthal und Entlibuch wurden besucht und, da Uhland Zeit seines Lebens ein rüstiger und eifriger Fußgänger war, meist zu Fuß durchwandert, wobei er zugleich durch den intimen Verkehr mit dem Landvolke wie durch den Besuch der wichtigsten Schweizer Bibliotheken seine sprachwissenschaftlichen und litterarhistorischen Kenntnisse, namentlich auch seinen Schatz alter Volkslieder emsig zu bereichern suchte. Als die Reisenden nach etwa vier Wochen wieder in Stuttgart eintrafen, mußte Uhland auch alsbald wieder an den Ausschusssitzungen teilnehmen, so daß ihm zu seinen Lieblingsstudien verhältnismäßig wenig Zeit blieb und die Poesie fast ganz ruhen mußte. Nur an „Walthar“ arbeitete er soviel wie möglich weiter und begann auch Mitte Oktober, einen früheren Plan wieder aufnehmend, eine „Darstellung der Poesie des Mittelalters,“ die ihn zugleich in neue eingehende Studien für den Gegenstand vertiefte und in der Folge neben den Sitzungen des Landtags, der im Dezember wieder eröffnet wurde und bis in den Sommer 1821 hinein zusammenblieb, seine Hauptzeit in Anspruch nahm. Von jenem zweiten Werke wurde freilich in der Folge, 1823—24, leider nur ein Teil im Manuscript vollendet; es

ist der später im fünften Bande der „Schritten“ veröffentlichte schöne Aufsatz über den „Minnesang.“ Uhlands geselliger Verkehr beschränkte sich Anfang der zwanziger Jahre außer auf die näheren Angehörigen wesentlich auf abendliche Zusammenkünfte mit Schott und Schwab nebst ihren Frauen, teils in deren, teils in Uhlands Wohnung in der Kronenstraße, wo man sich durch Vorlesung von Dichtungen, wie des Nibelungenliedes, des Armen Heinrich und anderer, unterhielt. Ein behagliches Familienleben bildete sich, als Uhlands im Sommer 1821 eine neue Wohnung im Hause ihres Freundes und Schwagers Moser bezogen, dessen Kindern der freundliche Onkel bald ein guter Freund und oftmals auch ein geduldiger Spielgefährte wurde. Im Juli unternahm er mit seiner Frau und einigen Verwandten wieder, wie in der Folge fast in jedem Jahre, eine größere Reise, diesmal an den Rhein, wo er in Bonn Arndt und vor der Rückkehr seinen alten, lieben Kerner besuchte, der seit 1819 als Oberamtsarzt in Weinsberg hauste. Die beiden Freunde waren in den letzten Jahren persönlich etwas auseinander gekommen, woran aber weder ihre abweichenden Ansichten in politischen Dingen noch Kerners Glaube an Geistererscheinungen und Somnambulismus, den Uhland nicht teilen konnte, schuld waren, sondern mehr des letzteren Saumseligkeit in der Fortsetzung der früheren Korrespondenz, worüber sich Kerner oft genug bitter beklagte, meist freilich ohne Erfolg bei dem vielbeschäftigten Freunde. Aber „die Poesie und die Überzeugung, daß es jeder mit seinen Mitmenschen gut meine, war das feste Band, das sie zusammenhielt,“ sagt Emma Uhland in der Lebensschilderung\*) des Gatten, die sie nach dessen Tode aus seinem Nachlaß und ihren Erinnerungen zusammenstellte.

Die nächsten Jahre verflossen für Uhland in der Weise der jüngst vergangenen: die Sitzungen der Kammer, seine advokatorische Praxis, die er allerdings jetzt immer mehr ein-

\*) Erschienen 1874 im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart.

schränkte und nur des Vaters wegen noch nicht ganz aufgab, die Studien zu seiner neuen litterarhistorischen Arbeit, daneben kurze Ausflüge und der Verkehr mit den Verwandten und Freunden erfüllten seine Zeit. 1822 erschien seine prächtige Arbeit über „Walther von der Vogelweide,“ für die ihm Cotta 8 Louisdor zahlte, ein Werk, das im ganzen noch heute seinen Wert und seine Geltung behauptet, wenn auch natürlich in einzelnen Punkten und Fragen die Wissenschaft inzwischen zu anderen Ergebnissen gelangt ist, in manchen jedoch, wie in der Lösung der Streitfrage über Walthers Geburt und Heimat, noch immer nichts Sicheres ergründet hat. Dabei hat Uhlands Werk über den mittelalterlichen Dichter und Politiker den unvergänglichen Reiz, selbst von einem Dichter und Politiker geschrieben zu sein, daher bei aller Wissenschaftlichkeit und gelehrtem Apparat, der es erfüllt, die fesselnde Darstellung, die sich als ein liebevoller Führer durch Walthers Dichtung und seine Zeit, das mittelalterliche Leben, besonders an den Höfen der Fürsten, und des Dichters selbst bewährt. Uhland gruppiert die Gedichte, spricht zum Teil über deren Inhalt und giebt an geeigneten Stellen hochdeutsche Übertragungen als Beispiele für seines Helden Weisen und Gesinnung.

Wie so viele deutsche Dichter und andere freiheitlich gesinnte Männer, beteiligte sich auch Uhland an der lebhaften Agitation, die seit 1821 fast ganz Europa erfüllte, zu Gunsten der um ihre Befreiung von der türkischen Herrschaft sich erhebenden Griechen. Er schrieb verschiedene Aufrufe für deren Sache, die im „Schwäbischen Merkur“ erschienen, und wurde auch, als sich in Stuttgart wie anderwärts ein Verein zur Mitwirkung an der Befreiung der Griechen bildete, mit Albert Schott in dessen Ausschuss gewählt. Erholung und neue Anregungen boten ihm weitere Reisen, wie er sie im Sommer 1823 zu Herrn von Laßberg und nach St. Gallen, im folgenden Jahre mit seiner Gattin in die französische Schweiz unternahm.



Die Beschäftigung mit litterarischen Studien und Arbeiten nahm jetzt so sehr fein ganzes Denken und seine volle Neigung ein, daß ihm nun auch die zeitraubenden landständischen Sitzungen unangenehm wurden. So schreibt er denn am Schlusse des Jahres 1825 seinem Vater, für den Fall, daß er nach der Meinung des Sohnes für die neuen Wahlen gefragt werden sollte: „Es ist mein überlegter Entschluß, diesmal keine Wahl anzunehmen. Indem ich die sieben unruhigen Jahre ausgehalten habe, glaube ich meine Bürgerpflicht in dieser Hinsicht erfüllt zu haben. Auf noch einmal sechs Jahre mich von jedem andern Beruf und Bestimmung auszuschließen, kann nicht von mir verlangt werden, abgesehen davon, daß mir auch sonst die Lust und Liebe fehlt, die vor allem zu einem solchen Wirkungskreise erforderlich ist.“ Er hat sich dann vorläufig auch nicht wieder wählen lassen, doch mußte er noch bis Ende des Jahres 1826 an den Sitzungen teilnehmen, ehe er sich ohne weitere Hemmung der oft unterbrochenen litterarhistorischen Arbeit hingeben konnte. Eine Zusammenstellung und Ausgabe der von seinen eigenen Poesien nach Form und Inhalt stark abweichenden Gedichte des unglücklichen Hölderlin, der seit 1806 geisteskrank in Tübingen lebte, besorgte Uhland mit Gustav Schwab im selben Jahre auf Wunsch der Mutter des Hilflosen, freilich ohne dafür Dank zu ernten. Erfreulicher war für ihn auf jeden Fall die Bekanntschaft und nähere Verbindung mit mehreren hervorragenden Germanisten, die im Jahre 1827 theils fortgesetzt, theils auf der Sommerreise, die er mit seiner Frau diesmal nach München, Salzburg, über das Salzkammergut, durch Tirol, Vorarlberg und nach Eppishausen unternahm, angeknüpft wurde. So kam er in Briefwechsel mit Karl Lachmann in Berlin, der sich begeistert über Uhlands Schrift „Walther von der Vogelweide“ aussprach, lernte in München, wohin ihn auch der längst mit ihm befreundete Sulpiz Boisserée begleitete, der eben damals seine berühmte Stuttgarter Gemäldeammlung an König Ludwig I. von Bayern

verkaufte, den Kustos an der Staatsbibliothek Bernhard Joseph Docen und den bairischen Dialektforscher Johann Andreas Schmeller daselbst kennen und traf hier wieder mit dem Germanisten Hans Ferdinand Maßmann und dem Kunsthistoriker Ludwig von Schorn zusammen. Seine Bereitwilligkeit, anderen zu helfen, namentlich jüngeren Leuten, die sich an ihn angeschlossen und seinen Rat suchten, gewann ihm manchen Freund fürs Leben, wenn sie ihm auch manche kostbare Stunde raubte, anderseits ihm aber auch wieder Veranlassung zu neuen Studien und Arbeiten bot, wie z. B. sein Aufsatz über die Freischießen der Aufforderung, für Karl Hallings Ausgabe von Fischarts „Glückhaftem Schiff“ (1828 erschienen) ein Vorwort zu schreiben, seine Entstehung verdankt. Überhaupt gab jetzt Uhland, seinem innern Berufe folgend, allen seinen Studien die bestimmte Richtung auf eine akademische Thätigkeit und lehnte deshalb auch alle andern an ihn gerichteten Anerbieten entschieden ab, obgleich ihm noch keine Hoffnung blühte, das ersehnte Ziel wirklich zu erreichen, da die Regierung wenig Lust zeigte, den freisinnigen Abgeordneten in den Staatsdienst zu berufen. Und doch sollte seine Sehnsucht bald erfüllt werden; denn noch immer war die an der Tübinger Universität vakante Lehrstelle der deutschen Litteratur nicht besetzt, so daß der Senat in seinem Jahresbericht an die Regierung jetzt wieder um deren Besetzung vorstellig wurde und dafür Uhland und Schwab in Vorschlag brachte. Darauf wurde endlich am 29. Dezember des Jahres 1829 Uhland zum außerordentlichen Professor ernannt, nachdem ihm kurz vorher die Aussicht eröffnet worden war, in eine ähnliche Stelle nach Bayern berufen zu werden. Groß war natürlich nun auch die Freude der Eltern, den Sohn nach so langem Harren endlich an dem von ihnen und ihm erwünschten Ziele zu sehen. Aber auch ihm selbst kehrte ein froherer Mut zurück, und sogar seine alte Liebe, die Muse stellte sich neu verjüngt wieder ein, nachdem sie ihn viele Jahre fast gänzlich geflohen hatte. So kam es, daß ihm im Winter von 1829 auf 1830

wieder eine Anzahl Romanzen und einige andere Dichtungen glückten. Die gelehrten Arbeiten aber, die zum Theil schon zum Drucke bereit waren, wurden nun zurückgehalten und zu Vorlesungen umgearbeitet. Sie sind dann erst nach seinem Tode wieder gesammelt und veröffentlicht worden.

Am 3. Mai 1830 eröffnete Uhland seine akademische Thätigkeit in Tübingen, die leider nur zu bald wieder abgebrochen werden sollte. Seine erste Vorlesung, die er wöchentlich viermal hielt, und zwar sogleich in dem größten Hörsaale der Universität, behandelte die Geschichte der deutschen Poesie im 13. und 14. Jahrhundert. „Sein Vortrag,“ schreibt sein Schüler Karl Klüpfel, „war nicht frei; er las das sorgfältig ausgearbeitete Manuskript vor, aber mit kräftiger, martiger Stimme; man fühlte es ihm an, daß er sein Bestes gab, daß er sich mit ganzer Seele in den Stoff vertieft hatte. Das, was er vortrug, war nicht ein zum Behufe der Vorlesung im Drange des täglichen Bedürfnisses zusammengestelltes Heft, sondern die Frucht vieljähriger Forschung.“ Denn alle Arbeiten Uhlands sind nur langsam und zögernd gereift. „Unermüdllich, zäh und ausdauernd im Einsammeln des Stoffs,“ sagt der Germanist Franz Pfeiffer von ihm, „zögerte er doch stets mit der Ausarbeitung, solange er noch irgend eine Lücke in seiner Kenntniß wußte. Erst wenn er überzeugt war, das gesamte erreichbare Material in seiner Gewalt zu haben, legte er Hand an und führte dann die Ausarbeitung überraschend schnell zu Ende.“ Im folgenden Wintersemester las er dann über das Nibelungenlied, im Sommer 1831 über die Geschichte der deutschen Poesie im 15. und 16. Jahrhundert, im nächsten Winter, seinem letzten Kolleg, über Sagen Geschichte der germanischen und romanischen Völker. Alle diese inhaltreichen, knapp, klar, verständlich und interessant gehaltenen Ausarbeitungen sind nach seinem Tode, in den Jahren 1865—73, meist auf Grund der Kollegienhefte, nebst vielen anderen seiner gelehrten Arbeiten von Keller, Pfeiffer und Holland zusammengestellt und unter dem Titel „Schriften zur Geschichte

der Dichtung und Sage“ in acht Bänden veröffentlicht worden. Neben diesen größeren zusammenhängenden Vorlesungen pflegte er noch wöchentlich einmal Übungen im schriftlichen und mündlichen Vortrage zu halten, die außerordentlich beliebt und zahlreich besucht waren. Es wurden ihm hier Gedichte und prosaische Aufsätze eingereicht, die er entweder durch den betreffenden Verfasser vorlesen ließ oder, wenn dieser unerkannt bleiben wollte, selbst vorlas. Am Schlusse gab der Professor dann sein Urtheil darüber kund, stets treffend und, wenn Tadel notwendig war, dies offen, jedoch in der liebenswürdigsten Weise aussprechend, dabei das Gute anerkennend und den Verfasser ermutigend.

In dieser Zeit seiner liebevollen, hingebenden Lehrthätigkeit, die er mit soviel innerer Befriedigung ausübte, sollte ihm aber doch auch ein herber Schmerz nicht erspart bleiben. Im Frühjahr 1831 erkrankte seine geliebte, stets so warm um den Sohn besorgte Mutter und erlag am 1. Juni ihrem Leiden, das Ludwig durch manche Nachtwache an ihrem Bette vergebens zu lindern bestrebt gewesen war. Wie tief ergriffen Uhland von diesem Schlage war, offenbaren die wenigen, aber aus innerstem Herzen geflossenen, wunderbaren Verse, die er dem Andenken der geliebten Mutter nach ihrem Tode und nach seiner Rückkehr von ihrer Bestattung weihte. Sie sind später mit einigen anderen ebenso einfach-schönen Versen auf den Tod des Vaters, der noch im selben Jahre, am 29. August, seiner Gattin ins Grab folgte, unter der Überschrift „Nachruf“ der Gedichtsammlung einverleibt worden. Es sind dies fast die einzigen poetischen Produkte, die in der Zeit seiner akademischen Thätigkeit entstanden.

Aber kaum war er in dem neuen Amte noch recht warm geworden, da sollte er ihm auch schon wieder entrißen werden. Seine Landsgenossen wollten den ehrlichen, streitbaren Verfechter ihrer Rechte und Freiheiten nicht länger entbehren; sie stellten ihn wieder als Kandidaten für die am 15. Januar 1833 zu eröffnende Ständeversammlung auf, und am 3. Juni

1832 wurde er, diesmal sogar als Vertreter der Hauptstadt des Landes, in Stuttgart gewählt. Diesem ehrenvollen Rufe glaubte Uhland sich um so weniger entziehen zu dürfen, als er hoffen konnte, jetzt, wo überall freiheitliche und revolutionäre Gesinnungen in Presse und Vereinen sich geltend machten, etwas mehr für Freiheit und Einheit der Nation ausrichten und erreichen zu können. Wenn er auch mit den eigentlichen revolutionären Bestrebungen, wie sie besonders in Süddeutschland auf dem Hambacher Fest, am 27. Mai 1832, in dem deutschen Vaterlandsverein, der seinen Hauptsitz in Frankfurt a. M. hatte, in dem Neuausblühen der dereinst unterdrückten Burschenschaft, in der im Sommer 1832 begonnenen Militärverschwörung des Leutnants Koseritz in Württemberg zu Tage traten, keine Verbindungen hatte, so war doch die in jenen Regungen zu Tage tretende Gesinnung geeignet, dem von ihm und seinen Anhängern Erstrebten die Wege zu ebnen. Bevor er nun nach Stuttgart übersiedelte, unternahm er im Herbst 1832 mit seiner Frau erst noch eine neue Schweizerreise und hielt endlich am 22. November an der Universität die immer hinausgeschobene Inauguralrede über „Die Sage vom Herzog Ernst,“ auf Grund deren er am 7. Dezember als Professor beeidigt wurde. Und es ist komisch genug, daß er gerade nach dieser offiziellen Aufnahme in den Lehrkörper der Universität seine Lehrthätigkeit daselbst nicht wieder aufnehmen sollte. Auch von der neuen Ständeversammlung wurde er wieder in die Kommission gewählt, die mit der Abfassung der Dankadresse beauftragt war, und fertigte deren Entwurf aus, der aber bei der allgemeinen Beratung dann so verworfen wurde, daß Uhland, der ursprüngliche Verfasser, selbst dagegen stimmte. Wie schon hierdurch, so machte er sich auch noch im weiteren Verlaufe der Sitzungen durch seine heftige Opposition gegen gewisse Wünsche der Regierung bei dieser höchst unbeliebt. So setzte er als Berichterstatter des Sonderausschusses über einen Antrag des Abgeordneten Paul Pfizer, der die Bundesbeschlüsse vom 28. Juni 1832, wonach von

den deutschen Fürsten außerordentliche Maßregeln zur Erhaltung der gesetzlichen Ordnung und Ruhe im Deutschen Bunde ergriffen werden sollten, als der württembergischen Verfassung zuwiderlaufend bezeichnete, am 7. März eine scharfe Adresse an den Geheimen Rat durch, die den Willen aussprach, „sowohl die Freiheit der Kammer als die verfassungsmäßige Unverantwortlichkeit des einzelnen Mitgliedes derselben feierlich zu wahren.“ Diese entschiedene Beurteilung der Nachgiebigkeit der Regierung veranlaßte dieselbe, am 22. März die Kammer aufzulösen und für den 20. Mai eine neue zu berufen. Die Neuwahlen brachten allerdings eine für die Regierung günstigere Zusammensetzung; doch wurden auch die bedeutendsten Vertreter der Opposition, Uhland, Pfizer, Schott, Römer und andere, wiedergewählt. Nun aber suchte sich die Regierung des unbequemen Gegners Uhland zunächst dadurch zu entledigen, daß sie ihm als Staatsbeamten den erforderlichen Urlaub zur Erfüllung seines Mandats verweigerte, und zwar mit der sonderbaren Begründung: „er sei bei der Universität unentbehrlich,“ obgleich doch gerade der Lehrstuhl seines Faches viele Jahre lang leer gestanden hatte, ohne daß man dessen Besetzung für so dringend nötig erachtet hatte. Außerdem aber erhielt das Rektorat der Tübinger Universität die Weisung, dem Professor Uhland zu eröffnen, „daß, da er bei dem aufgelösten Landtag bei den Verhandlungen über die bekannte Pfizersche Motion teils als Verfasser der Antwortadresse auf das Geheimratsreskript, teils durch die bei der Beratung dieser Adresse abgegebene Erklärung, wonach er ohne allen besonderen Anlaß, gleichsam dem Tadel des Geheimrats zum Troste, die Pfizersche Motion nachträglich auch zu der seinigen machte, ein Benehmen sich erlaubt hat, das, wie wenig es auch die Rechtsphäre des Abgeordneten an und für sich überschreiten mag, doch mit der äußern Achtung, welche der Staatsdiener gegen die Staatsregierung, selbst als Mitglied einer ständischen Opposition, nicht außer Augen setzen darf, im offenen Widerspruch steht, ihm der nachgesuchte Ur-

laub . . . unter Beibehaltung seines Amtes nicht erteilt werden könne.“ Auf diesen Bescheid hatte der charakterfeste Abgeordnete, der sich in seiner freien Meinungsäußerung niemals von der Regierung beeinflussen lassen wollte, nichts Eiligeres zu thun, als ehrerbietigst seine Staatsdienststellung aufzukündigen, und der Regierung blieb nun wohl oder übel nichts anderes übrig, als „dem Professor Dr. Uhland . . . die nachgesuchte gleichbaldige Entlassung aus dem Staatsdienste sehr gerne zu erteilen,“ obgleich sie seine Dienste kurz vorher noch für „unentbehrlich“ erklärt hatte, worauf jener sofort wieder in das Parlament eintrat. Mit altgewohnter Energie und Offenheit brachte er hier in verschiedenen schwungvollen, häufig mit poetischen Bildern durchsetzten Reden seine Meinung zum Ausdruck. So brachte er am 20. Juli einen „Antrag den Gesetzentwurf über Rekrutenaushebung betreffend“ ein, in dem er sich mit ruhiger Sachlichkeit gegen die drückenden Militärlasten erklärte, und stimmte gegen das Budget, in dem er besonders den Aufwand für die Departements des Kriegswesens und der auswärtigen Angelegenheiten weder der Größe des Landes angemessen, noch den wahren Interessen desselben förderlich fand, während die Anerbietungen der Kammer für Zwecke des Unterrichts und der Volksbildung, „worin ich unsere wahrsten Interessen erkenne,“ nicht angenommen wurden. Am 5. November unterstützte er entschieden den Antrag seines Freundes Schott auf „Wiederherstellung der verfassungsmäßigen Preßfreiheit durch Aufhebung der Censur.“ Den Dank für seine Verdienste, die bei der Regierung nur geringe Anerkennung fanden, drückten dem „Meister deutschen Rechts und deutscher Kunst“ nach Vertagung der Kammer am Schlusse des Jahres die Tübinger Studenten und ebenso seine Wähler durch Überreichung eines silbernen Pokales aus.

In Tübingen, wohin er bis zum Wiederzusammentreten des Landtages zurückkehrte, lebte Uhland nun, da er nicht mehr in Verbindung mit der Universität stand, ziemlich einsam und still seinen Studien hingegeben. Selbst der Briefwechsel mit

den auswärtigen Freunden, namentlich Kerner und Mayer, wurde von seiner Seite fast ganz vernachlässigt und trug ihm oft bittere Klagen derselben ein, so daß nicht selten Frau Uhland sich veranlaßt sah, an Stelle ihres immer zögernden Gatten die Antwort Heischenden durch eine Nachricht zufriedenzustellen. Uhland hatte sich jetzt in die altnordischen Mythen versenkt, deren Quellen er durchforschte, um ihren Ursprung zu ergründen. Zuerst wandte er sich dem „*Mythus von Thor*“ zu, der ihm am engsten mit der Natur zusammenzuhängen schien und daher aus ihr heraus zu erklären war, während er in dem „*Mythus von Odin*,“ mit dem er sich im nächsten Jahre beschäftigte, mehr das Geistesleben vergegenwärtigt fand. Beide Arbeiten, tiefgehend und gründlich, auf den Quellen fußend und mit selbständigem Urtheile ihrem Gehalt und Wesen nachspürend, sollten eine Sammlung von „*Sagenforschungen*“ eröffnen, doch ist damals, 1836, nur die erste erschienen; die zweite fand sich als fast druckfertiges Manuscript in seinem Nachlaß vor und wurde erst im sechsten Bande der „*Schriften*“ veröffentlicht.

Mitten in diese Forschungen vertieft, frei von amtlichen und politischen Geschäften, wandte sich Uhland im Frühjahr 1834, ohne jede erkennbare äußere Veranlassung, plötzlich wieder der Poesie zu. Und wie ehemals, so gelang ihm jetzt Lied auf Lied; der geringste Anlaß, ein Spaziergang, eine alte Sage, eine Naturbetrachtung, ein ernstlicher oder heiterer Gedanke, reizte ihn, seine Stimmung in Versen auszudrücken, ein inneres oder äußeres Erlebnis in einem Gedichte zu schildern. Die meisten dieser frisch vollendeten Dichtungen konnten auch sogleich der eben in Vorbereitung begriffenen achten Auflage seiner „*Gedichte*“ einverleibt werden. Es war die letzte größere Reihe, die die Sammlung noch vermehren sollte, und manche davon verraten schon leise eine stille Resignation, die leider nur zu treffend gefühlt war; denn nach diesem plötzlichen, kurzen Aufblühen seiner poetischen Flamme verlösch dies Feuer fast gänzlich in ihm; nur ein paar vereinzelt



Funken leuchteten später noch auf. Der Dichter Uhland hatte in dem Jahre 1834 im ganzen seine Mission vollendet; die immer noch große Spanne Zeit, die dem Manne gegönnt war, gehörte zum großen Theil dem Politiker und, als auch dieser abtrat, allein noch dem Forscher.

Neben den nordischen Studien, die er in dieser Zeit besonders pflegte, ließ er sich auch fortgesetzt das Aufspüren und Sammeln alter Volkslieder angelegen sein, und seine fleißigen Wanderungen in der Heimat, seine fast jährlich unternommenen größeren Sommerreisen in die Schweiz, nach Bayern, Tirol, an den Rhein, nach Mittel- und Norddeutschland, haben ihm manchen köstlichen Schatz eingebracht, den er theils unmittelbar dem Volke, dessen Berührung er stets suchte, theils alten, in den Bibliotheken verborgenen Sammlungen entnahm. Sein Ziel dabei war, eine Sammlung alter hoch- und niederdeutscher Volkslieder, besonders balladenartiger, mit einer übersichtlichen Einleitung und mit Anmerkungen zur Geschichte der einzelnen Lieder, über Anklänge derselben in der Volkspoesie verwandter Stämme und dergleichen zu veröffentlichen. Mit unermüdlichem Fleiße hat Uhland, namentlich in späteren Jahren, die Texte dieser Lieder gesammelt und gesichtet, ausgewählt und von ihren entstellenden Zusätzen gereinigt; die beabsichtigten Anmerkungen wie auch eine köstliche, leider nicht vollendete Einleitung wurden erst aus dem Nachlaß in Band 3 und 4 der „Schriften“ veröffentlicht. Die Sammlung, die er im Jahre 1844 dem Drucke übergab, enthielt nur die Texte mit den nötigsten Quellenachweisen. Zunächst freilich, Mitte der dreißiger Jahre, mußte er alle diese ihm am Herzen liegenden Arbeiten noch wiederholt unterbrechen, da seine Pflicht als Abgeordneter ihn sowohl im Sommer 1836, als auch 1838 monatelang zu den Sitzungen des Landtags nach Stuttgart rief, wohin ihn jetzt meist seine Frau begleitete. Wenn gleich seine Thätigkeit in diesen zum großen Theile für ihn unerquicklichen, weil ziemlich erfolglosen Sitzungen, keine angenehme war, so hat er doch pflichtgetreu ausgehalten, bis im

Herbste 1838 sein Mandat abgelaufen war. Nur eine einzige Sitzung, sagt seine Gattin, hat er während all den Jahren seiner Landstandschaft versäumt, und auch diese nur wegen Unwohlseins. Als aber die von den Ständen so lange bekämpfte Regierung in den letzten Jahren allmählich durch vollstimmliche Zugeständnisse, durch Gesetze über Ablösung von Fronen, über Entschädigung für aufgehobene Leistungen aus der Leibeigenschaft, über die Volksschule mit Besserung der Lage der Lehrer, durch Herabsetzung der Steuern und zuletzt noch durch die Vorlegung eines neuen Strafgesetzbuches, das, wenn auch von der Linken vielfach angefochten, schließlich zustande kam, und auch durch die Verurteilung des hannoverschen Verfassungsbruchs 1837 seitens des Königs und die demonstrative Berufung eines der gemäßregelten Göttinger Sieben, des Orientalisten Heinrich Ewald an die Universität Tübingen, immer mehr die Zustimmung und das Vertrauen des Volkes gewann, so daß die Führer der Linken keinen Boden mehr für eine erfolgreiche Opposition fanden, da verzichteten sowohl Uhland als auch sein Freund Römer 1838 auf eine Wiedertwahl in den Landtag.

### 5. Persönliches. Die deutsche Nationalversammlung.

(1838—1849.)

Mit Freuden kehrten Uhlands heim nach Tübingen, wo sie seit dem Herbst 1836 ein eigenes Haus an der Neckarbrücke besaßen, dessen großer terrassenförmig den Osterberg sich hinaufziehender Garten mit seinen prächtigen Fernblicken über das liebliche Neckarthal, mit seinem schönen Nebengelände, dem warmen Naturfreunde ein lieber Aufenthalt wurde. Hier hat er bis an sein Lebensende gehaust und mit lieben Freunden und nahen Verwandten manche heitere und festliche Stunde verlebt. Hier fand auch des Dekans Steudel frühverwaister Sohn Wilhelm, den Uhland als fünfjährigen Knaben in sein Haus aufgenommen hatte, einen herrlichen Tummelplatz für seine kindlichen Spiele, und Uhland, der liebevolle Kinder-

freund, dem selbst keine Kinder beschert waren, hat hier in treuer Fürsorge und Hingabe an den jungen Pflegejohn mit diesem und seinen Spiell Kameraden noch munter herumgetollt. Im Juli 1838 unternahm Uhland wieder eine größere Reise, diesmal nach Wien, auf der er nicht nur neue litterarische Schätze sammelte, sondern auch einer Einladung zufolge sich nach Überwindung mancher Bedenken dem Erzherzoge Karl auf dessen Schloß Weilburg vorstellte. Nach seiner Rückkehr und nach Schluß des Landtags siedelte er dann im Herbst endgültig nach Tübingen über, wo sich ihm nun auch wieder nähere Verbindungen mit einer Anzahl seiner früheren Universitätskollegen und anderen Kreisen erschlossen. Ein Kränzchen ward eingerichtet, das die Verbundenen allwöchentlich abwechselnd in ihren Häusern versammelte und dem jeweiligen Gastgeber die Verpflichtung auferlegte, seine Gäste, zu denen auch oft die Frauen zählten, durch einen anregenden Vortrag zu unterhalten. Uhland, dessen Beschäftigung mit der Kulturgeschichte des Mittelalters ihm interessante Stoffe genug an die Hand gab, hat in diesem Kreise unter anderem über die Maifahrten und die Tanzmut im Mittelalter gesprochen. Liebe Freunde, alte und neue Studien- und Gesinnungsgenossen von auswärts suchten ihn jetzt auch häufig in seinem Heim auf, und es war ihm immer eine besondere Freude, mit diesen in seinem Zimmer, in seinem Garten oder auf gemeinsamen Spaziergängen die Arbeiten und Pläne zu besprechen, die jene oder er selbst vorhatten. Briefe, die von auswärts mit Fragen und Anträgen an ihn gerichtet wurden und die er nun ausführlich zu beantworten hatte, brachten ihn mit den bedeutendsten Philologen, Germanisten und Dichtern in Verkehr, und er selbst sah sich wiederum, besonders zur Bervollständigung seiner Volksliedersammlung, genötigt, nach allen Gegenden hin Bitten und Anfragen zu richten, so daß sich der Kreis seiner Bekannten ständig erweiterte. Wilhelm Grimm lud ihn zur Theilnahme am deutschen Wörterbuche, Professor Welcker in Freiburg zur Mitarbeit an seinem Staatslexikon ein; der

bayerische Reichs- und Staatsrat Regierungspräsident Eduard von Schenk richtete „aus hohem Auftrag“ die Einladung an ihn, seine Ansichten über den vorläufigen Entwurf der Satzungen eines deutschen Dichtervereins darzulegen. Ersteren antwortete Uhland mit Darlegung seiner Gründe freundschaftlich ablehnend, gegen letzteren aber machte er wieder einmal seinem erbitterten Herzen Luft und klagte über die Knebelung der Presse und darüber, daß das deutsche Volk im Stande politischer Unmündigkeit niedergehalten werde. Da sich aber die Dichter nicht frei über alles aussprechen können, hält er es für räthlicher, daß sie auch ferner unverbunden frei bleiben.

Unter den wiederholten Reisen, die Uhland, entweder allein oder mit der Gattin, theils aus angeborener Wanderlust, theils Studien halber, noch immer fast in jedem Jahre unternahm, gehört die des Jahres 1842, nach Norddeutschland unternommene und bis Kopenhagen ausgedehnte, zu den bedeutungsvollsten, da sie ihm nicht nur eine Bereicherung seiner Sammlungen, sondern namentlich auch seiner Welt- und Menschenkenntnis brachte. Der selbe Zweck führte ihn im Mai und Juni des folgenden Jahres nach Nürnberg und Sachsen, wo er hauptsächlich die Bibliotheken in Leipzig, Zwickau und Dresden durchstöberte. Die folgenden Monate bis tief in das Jahr 1844 hinein nahmen nun zunächst die Fertigstellung des ersten Theiles der Volkslieder Sammlung und dann die Korrektur derselben in Anspruch; nach deren Erledigung gönnte er sich wieder eine Erholungsreise, die, mit der Frau und Schwägerin unternommen, ihn diesmal an den Niederrhein und über Lüttich nach Brüssel, Gent, Ostende, Brügge und Löwen führte. Neue Ehrungen brachte dem jetzt ganz als germanistischer Forscher sich Bethätigenden das folgende Jahr, indem nun auch von den gelehrten Körperschaften und der philosophischen Fakultät die Bestrebungen des einstigen Juristen auf dem Felde, das ihm von Jugend auf das liebste war, die gebührende Anerkennung fanden: Die Berliner Akademie

der Wissenschaften ernannte ihn Ende April zum Korrespondenten ihrer philosophischen und historischen Klasse, und bei der Einweihung der neuen Universitätsaula am 31. Oktober überreichte ihm der Tübinger Senat das Doktordiplom der Philosophie; eine gleiche Anerkennung wurde ihm wenige Jahre später, 1848, auch von Wien aus zu teil, indem ihn die dortige Akademie der Wissenschaften gleichfalls zu ihrem korrespondierenden Mitgliede ernannte. Groß war auch die liebevolle Anerkennung und Würdigung, mit der man ihm im September 1846 auf der in Frankfurt a. M. abgehaltenen Germanistenversammlung begegnete, deren größter Wert aber für Uhland selbst darin bestand, daß er dort endlich die längst so hoch von ihm verehrten Brüder Grimm, Jakob und Wilhelm, persönlich kennen lernte. Daß man ihn, obgleich seine Stimme im deutschen Dichtertwalde so lange und so beharrlich geschwiegen hatte, doch auch als Poeten anerkannte und sein Urteil hochschätzte, zeigen die vielen Einsendungen von Gedichten und Dramen, die an ihn gelangten, mit der Bitte, seine Meinung über deren Wert und das Talent ihrer Verfasser kundzugeben, Vorreden dazu zu schreiben oder Verleger dafür zu suchen. Und der gutmütige, immer hilfsbereite Uhland that allezeit willig, was er konnte, das Vertrauen, das man in ihn setzte, zu rechtfertigen, aber warnte auch offen und ehrlich, wenngleich mit aller Güte und Lebenswürdigkeit, die Bittenden, wo es not that, vor zu großer Hoffnung und Selbsttäuschung. Wie weit im Volke sein Ruf und seine Beliebtheit verbreitet war, geht auch daraus hervor, daß im Juli 1847 der Bremer Reeder Hermann Meier (gestorben am 18. November 1898), ein Teilhaber der Firma H. H. Meier & Co., die Bitte an Uhland richtete, einem neuen großen, zur Fahrt nach New Orleans bestimmten Schiffe den Namen Uhland geben zu dürfen, eine Bitte, der dieser mit aller Bescheidenheit dankbar seine Zustimmung gab.

Die politischen Verhältnisse in den deutschen Landen waren inzwischen so weit gediehen, daß man allenthalben im Volke die Sehnsucht nach Einheit empfand und offen aussprach, während die Regierungen noch immer das Hauptgewicht auf ihre territoriale Souveränität und deren unbeschränkte Ausbildung legten. Auch Uhland hatte schon einmal vor Jahren, in seiner Rede für die Pressefreiheit, die er 1833 im württembergischen Landtage hielt, den Gedanken einer gemeinsamen Vertretung des ganzen deutschen Volkes ausgesprochen, ja direkt auf eine zu erwartende, künftige deutsche Nationalversammlung hingewiesen.

Eine wirtschaftliche Einheit des größten Theils der deutschen Einzelstaaten war bereits durch den Zollverein erreicht worden, dessen Gründung auf das preussische Zollgesetz vom 26. Mai 1818 zurückging. Jetzt galt es, eine politische Einheit zu schaffen, und auch hier ging die preussische Regierung insofern voran, als sie die Provinzen ihres Staates, die bisher nur in Provinziallandtagen zusammengetreten waren, durch Edikt vom 3. Februar 1847 zu einer einheitlichen Verhandlung in dem Vereinigten Landtage berief und im selben Jahre noch Schritte that, die eine Reform des Deutschen Bundes anstrebten, zur Schaffung eines einheitlichen Bundesheeres, einheitlichen Rechts und einheitlicher wirtschaftlicher Organisation. Freilich sollte die Feststellung aller dieser Normen einem Fürstentongresse vorbehalten bleiben, das Volk also von der Mitberathung dieser seiner eigensten Interessen so gut wie ausgeschlossen sein, und gerade dies mußte natürlich beim Volke von vornherein Mißtrauen und Verstimmung erwecken. Auch Uhland mit seinem ausgeprägt demokratischen Gefühl war von einer solchen Lösung der Frage unangenehm berührt und erklärte: „Ich vertraue, das stolze preussische Volk wird nicht eintreten wollen in die große deutsche Gemeinschaft mit dem Makel einer nicht von Gottes, nein von Königs Gnaden auferlegten Verfassung.“

Und als nun nach Ausbruch der französischen Revolution

im Februar 1848 auch Deutschland von der allgemeinen Bewegung der Gemüther ergriffen ward und der Ruf nach Einheit und einer gemeinsamen freiheitlichen Verfassung von neuem mächtig erscholl, da ward auch er, der jetzt neun Jahre lang friedlich in seiner Studierstube geschafft und geforscht hatte, wieder ergriffen und hineingerissen in das politische Getriebe. Schon am 2. März trug er in dem Tübinger Reithause vor einer großen Versammlung von Bürgern, Professoren und Studenten, die ihn dazu aufgefordert hatten, eine Adresse an den ständischen Ausschuß vor, die als Grundgebrehen des deutschen Vaterlandes bezeichnete, daß die volksmäßige Grundlage, die freie Selbständigkeit des Volkes, die Mitwirkung desselben bei der Bestimmung des staatlichen Lebens fehle, und die Einberufung der vertragten Stände forderte, für deren Beratung er sieben wichtige Punkte aufstellte, zum Schluß aber vor allen Dingen die Herstellung einer ungemischt aus dem Volke hervorgehenden Abgeordnetenkammer beantragte. Als bald trat man nun auch an ihn von neuem mit dem Wunsche heran, er möge wieder ein Mandat für die Kammer annehmen, was er jedoch ablehnte, weil er sich — wie er seinem Freunde Paul Pfizer auseinandersetzte, den er selbst zum Eintritt in die Kammer zu bestimmen suchte — zu einer solchen Stelle nicht berufen genug fühle, auch schon früher immer nur in Augenblicken des ersten Anstosses und Kampfes ohne Verdrossenheit an seinem Platze gewesen sei und vor allem sich nicht in seinem 61. Jahre auf drei oder sechs Jahre zu einer ihm widerstrebenden Thätigkeit verpflichten wolle, die ihn vielleicht für immer seiner eigentlichen Lebensarbeit, zu der ihn Neigung und Beruf treibe, entrisse.

Nun hatte aber seit dem Überhandnehmen der revolutionären Bewegung auch in Deutschland die Bundesversammlung eine außergewöhnliche Thätigkeit entwickelt und, ihrer bisherigen Richtung ganz entgegen, eine entschieden freisinnige Bahn eingeschlagen, deren Hauptgrundsatz in dem Bundesbeschlusse vom 8. März zum Ausdruck kam, „daß eine Revision

der Bundesverfassung auf wahrhaft zeitgemäßer und nationaler Grundlage notwendig sei.“ Da um sich den erregten Gemüthern gegenüber als echt volkstümlich zu zeigen, hatte sie am 10. März den Beschluß gefaßt, die Bundesregierungen aufzufordern, Männer des allgemeinen Vertrauens, und zwar für jede der 17 Stimmen des engeren Rates einen, alsbald mit dem Auftrage abzuordnen, um der Bundesversammlung und deren Ausschüssen zum Behufe der Vorbereitung der Revision der Bundesverfassung mit gutachtlichem Beirathe an die Hand zu gehen. Diese Vertrauensmänner wurden denn auch sofort von den Regierungen berufen und abgeandt. Als Gesandten Württembergs gelang es dem neuen liberalen Ministerium, in dem Pfizer das Departement des Kultus übernommen hatte, Uhland durchzusetzen, dessen Zusage sich jener bereits versichert hatte. Montag den 27. März traf Uhland in Frankfurt ein, wo der Siebzehnerausschuß alsbald eine reiche Thätigkeit entwickelte. Gleichzeitig tagte hier bis zum 4. April das sogen. Vorparlament, eine aus etwa fünf- bis sechshundert Männern bestehende Versammlung von Mitgliedern landständischer und gesetzgebender Körper der gesamten deutschen Staaten, die der nationalen Reform der Bundesverfassung die Wege ebnen und die Einberufung eines aus allgemeinen Volkswahlen hervorgehenden deutschen Parlaments vorbereiten wollte, und schließlich bis zu dessen Zusammentritt einen Ausschuß von fünfzig Mann mit der Überwachung der Durchführung seiner Beschlüsse betraute. Von den 17 Vertrauensmännern, die der Bundesversammlung beigeordnet waren, wurde am 5. April eine Kommission zur Ausarbeitung eines Verfassungsentwurfs eingesetzt. Dieser, von Dahlmann bearbeitet und am 26. April vorgelegt, forderte unter anderem die Einsetzung eines erblichen Kaisers und eines aus Ober- und Unterhaus bestehenden Reichstages. Daß Uhland bei seiner Gesinnung einem solchen Entwurfe, der übrigens nicht zur Abstimmung kam, seine Stimme nicht geben konnte, ist selbstverständlich, und so bat er denn, da er gleichzeitig auch



von den Wahlbezirken Lübingen-Rottenburg mit überwältigender Mehrheit für die deutsche Nationalversammlung gewählt wurde, diese Stelle aber mit der eines Abgesandten der Regierung zur Bundesversammlung nicht verträglich fand, um Enthebung von diesem Amte. Da er jetzt, nach seiner Wahl, auf ein längeres Verweilen in Frankfurt rechnen mußte, ließ er auch seine Frau dahin kommen; die Gatten mieteten nun ein paar Zimmer im Hause Nr. 6 der Kleinen Hochstraße, in der Nähe ihres Freundes, des Arztes Dr. Mappes, mit dem sie während ihres Aufenthaltes in Frankfurt regelmäßig verkehrten und Sonntags gemeinsame Ausflüge unternahmen.

Die Nationalversammlung, der Uhland wie das deutsche Volk mit so großer Zuversicht und Hoffnung entgegengesehen hatte, erfüllte nach keiner Seite, was man von ihr erwartet hatte. Und so ist es auch kein Wunder, wenn Uhland ebenso wie die meisten der Abgeordneten, die mit so großer Begeisterung am 18. Mai in Frankfurt zusammengetreten waren und an allen Wochentagen zu langen Sitzungen in der Paulskirche zusammenkamen, allmählich immer trüber gestimmt wurde. Bei Uhland wirkte dazu ganz besonders noch mit, daß er sich hier einsamer als je fühlte. Um seine Überzeugung keinem Parteigebot unterwerfen zu müssen, trat er keinem der verschiedenen Klubs bei und besuchte auch nur selten die Abendzusammenkünfte des linken Centrums oder der linken Seite, mit denen er noch am meisten übereinstimmte, ohne sich doch ganz zu ihnen gezogen zu fühlen. Von der radikalen Linken, mit der er sonst in vielen Fragen einig war, trennten ihn besonders die von dieser für ihre Zwecke vorgeschlagenen Mittel. Ein engeres Verhältnis gestaltete sich ihm nur — außer zu seinem Freunde Römer — zu Johann Jacoby, mit dem er oft abends zusammenkam. An Litteratur und Kunst und an Fortsetzung der eigenen Studien war in den Zeiten der stürmischen, unaufhörlichen Verhandlungen und der Vorbereitungen zu denselben nicht zu denken. Nur mit Jakob Grimm, der auch kurze Zeit am Parlamente teilnahm, hat er

hin und wieder in einem Gespräche die Seele von diesem Drucke befreit. An den Versammlungen und den Ausschusssitzungen, zu denen er berufen war, hat er in seinem strengen Pflichtgefühl trotzdem unermüdet teilgenommen. Die Unruhen und Erhebungen aber, die während dieser ganzen Zeit in den verschiedensten Theilen Deutschlands, besonders im Süden und Westen ausbrachen, konnten bei dem ruhigen, geraden Sinn Uhlands nur verstimmend auf ihn wirken. Wie er, der so oft mit der Linken votierte, auch darunter zu leiden hatte, geht aus einem Schreiben seiner Frau an Karl Mayer vom 15. Oktober hervor, in dem es heißt: „Die Beschuldigung der Aufreizung des Volkes und dann dagegen der Vorwurf über gewaltsame und reaktionäre Maßregeln und Beschlüsse flogen wie feurige Bälle hin und her, und wer, wie Uhland an beiden unschuldig, dazwischen steht, hat keine beneidenswerthe Lage. Gestern jagte er: wenn mir an einem Tage die Linke recht gründlich entleidet, so wird mir am nächsten Tage die Rechte zum Ekel. Seit den Unruhen hat er sich nun auch von den Abendgesellschaften bei Jacoby zurückgezogen und ist nun, da er auch in keinem Klub ist, einsamer als je. Demungeachtet dürfen Sie nicht besorgt sein, daß er den Mut verliert oder gar nach Hause desertiert.“ Die preussische Angelegenheit, die ihn im vorigen Jahre so erbittert hatte, ließ ihn auch jetzt noch nicht zur Ruhe kommen, und so stellte er in dieser Angelegenheit einen Ausschusshantrag, der seine scharf demokratische Denkweise treffend beleuchtet. Sein Antrag lautete: „Die Nationalversammlung, als Vertreterin der neu errungenen Freiheit und politischen Ehre des Vaterlandes, erklärt, daß sie die von der Krone Preußen einseitig verkündete Verfassung für rechtsbeständig und mit dem Selbstgefühl eines freien Volkes verträglich nicht anerkenne, solange dieselbe nicht mit den Vertretern des preussischen Volkes vereinbart ist.“ Und diese selbe energische Gesinnung kam auch in den Reden zum Ausdruck, die er in der Paulskirche hielt. Nur zweimal, am 26. Oktober 1848 und am

22. Januar 1849, hat er hier das Wort ergriffen; das erste Mal, um seiner Meinung über die Stellung Oesterreichs zu Deutschland Ausdruck zu geben, dessen Trennung ihm ein Frevel an den dortigen deutschen Brüdern schien; das zweite Mal zur Frage über das zu wählende Reichsoberhaupt. Hier erklärte er sich gegen die Erblichkeit und für eine zeitweilige Wahl desselben, weil dies allein den demokratischen Grundsätzen entspreche und die Nationalversammlung wie die Neugestaltung des Reiches von der Demokratie ausgegangen sei, und sprach gegen die unbedingte Aufrechterhaltung der konstitutionell-monarchischen Staatsform. Klar, ruhig, sachlich, überzeugend begann er seine Rede, ging dann zu einer gehobeneren, pathetischen Sprache über, die mit humorvollen Wendungen und poetischen Bildern geschmückt war, und endete schließlich, begeistert noch einmal sein Botum zusammenfassend, mit den berühmt gewordenen Worten: „Es wird kein Haupt über Deutschland leuchten, das nicht mit einem vollen Tropfen demokratischen Oeles gesalbt ist!“

In diesen Tagen, da im deutschen Parlament in heißer Redeschlacht um das künftige deutsche Reichsoberhaupt gestritten und mit nur geringer Mehrheit beschlossen ward, daß ein regierender deutscher Fürst das Reichsoberhaupt sein und dieses den Kaisertitel führen sollte, schrieb Uhlands Frau, die in diesen Fragen nicht ganz mit dem Standpunkte ihres Gatten einverstanden war, aber teilnehmend den Verhandlungen folgte, einigermaßen besorgt an Karl Mayer: „Ich hatte nicht immer die feste Ruhe meines Mannes während der letzten Tage . . . ich glaube wirklich, ich hatte Fieber während der Dienstags-sitzung, die ohne Unterbrechung bis abends fünf Uhr dauerte. Uhland tröstete mich immer, indem er mir sagte: der Mensch sei nicht für die möglichen Folgen seines Thuns, die niemand ermessen könne, verantwortlich, sondern nur dafür, daß er das thue, was ihm für den Augenblick das Rechte dünke;“ in ihrem Tagebuche aber trug sie die von hoher Liebe und festem Vertrauen zeugenden Worte ein: „Daß Uhland es aufs beste

meint, das allein weiß ich. Gäbe es viele Männer wie er, rein und ohne Selbstsucht, unbestechlich und wahrhaftig, dann könnte auch ich an ein Gedeihen einer Republik glauben.“ Uhland aber hat wohl auch so daran geglaubt. Und als am 28. März bei der Kaiservahl der Präsident ihn aufrief, seine Stimme abzugeben, antwortete er mit den Worten: „Wählt nicht!“ gleichwie er früher, am 29. Juni des vergangenen Jahres, bei der Wahl des Reichsverweisers nicht dem Erzherzog Johann, d. h. keinem Fürsten, sondern Heinrich von Gagern seine Stimme gegeben hatte. Ebenso lehnte er konsequent am 11. April 1849 die vom Parlament zur Abstimmung gebrachte Reichsverfassung ab. Da er war so verbissen in seine demokratische Anschauung, daß er, als einer seiner Freunde für das preussische Erbkaisertum stimmte, jeden Verkehr mit jenem abbrach und sich erst nach dem Schluß des Parlaments wieder mit ihm ausföhnte.

Friedrich Wilhelm IV. von Preußen aber, den in jener Sitzung vom 28. März 290 deutsche Abgeordnete gegen 248 Stimmen zum Kaiser gewählt hatten, lehnte in seinem romantisch-phantastischen Glauben an das Fürstentum von Gottes Gnaden die Krone, die ihm hier vom Volke angeboten wurde, ab; er wollte nur von Fürsten gewählt sein und verzichtete deshalb lieber ganz auf eine Stellung, die sonst wohl seiner hochgemuten Anschauung entsprochen haben würde. So war also auch in diesem Punkte all das Ringen und Kämpfen, das Reden und Parlamentieren der deutschen Nationalversammlung vergebens gewesen; Deutschland blieb politisch zerstückelt wie bisher, ohne einheitliche Verfassung und ohne gemeinsames Oberhaupt. Dieser wehmütigen Stimmung über die vergebliche Arbeit giebt auch Uhlands Beitrag zu dem Parlamentsalbum Ausdruck, das damals von der Schmerberschen Buchhandlung in Frankfurt herausgegeben wurde:

„Ach und Weh im ganzen Land!  
Ist uns noch kein Haupt geboren?  
Nein! es ist ein Übelstand:  
Deutschland hat den Kopf verloren.“

Trotzdem 28 deutsche Regierungen die Wahl des Königs von Preußen anerkannt und sogar der Frankfurter Verfassung, unter der Voraussetzung, daß sie für ganz Deutschland Geltung erlange, ihre Zustimmung gegeben hatten, sprach sich jetzt Preußen immer schärfer gegen die Beschlüsse des Parlaments aus und erklärte schließlich am 14. Mai, die Nationalversammlung nicht länger als die berechtigte Vertretung der deutschen Nation anerkennen zu wollen; ja es erklärte sogar das Mandat der im preussischen Staate gewählten Abgeordneten für erloschen und verbot diesen die weitere Teilnahme an den Verhandlungen. Mehrere andere Regierungen folgten alsbald seinem Beispiele, und als darauf am 19. Mai das Parlament selbst einen Reichsstatthalter ernannte, der den deutschen Reichstag einberufen sollte, erklärten noch zahlreiche andere Abgeordnete ihren Austritt, denen noch weitere folgten, als am 26. Mai ein von Uhland verfaßter Aufruf an das deutsche Volk angenommen wurde, in dem zum Festhalten an der Verfassung, wenn es not thäte, selbst zur Verteidigung derselben gegen gewaltsame Angriffe aufgefodert und von der Teilnahme an Wahlen auf ein etwa zu octroyierendes Wahlgesetz abgemahnt wurde. Das stark zusammengeschmolzene Parlament, in dem nun die Linke im unbestrittenen Besitze der Majorität war, fühlte sich aber jetzt in Frankfurt nicht mehr sicher genug, und so stellte der sogen. Dreißiger Ausschuß den Antrag, die Reichsversammlung nach Stuttgart zu verlegen, ein Antrag, den Uhland mit allzu doktrinären Gründen stark bekämpfte, der aber doch zuletzt angenommen wurde. So siedelte das Kumpfparlament in der That nach Stuttgart über und hielt hier am 6. Juni seine erste Sitzung ab. Der alsbald gewählten Regentschaft von fünf Personen, die an die Stelle der Centralgewalt treten sollte, versagte Uhland seine Anerkennung, nicht weil er sie für unberechtigt hielt, sondern weil er sie so, wie sie gestaltet war, „weder für heilbringend, noch für wirksam“ halten konnte. Als nun auf die neuerlichen Beschlüsse der Versammlung, die unter anderem die Bildung

eines Volksheeres und die Ausschreibung einer Umlage von fünf Millionen betrafen, die württembergische Regierung die Tagung des Parlaments in Stuttgart nicht mehr dulden wollte und selbst Militär zu Hilfe zog, um die anberaumte Sitzung am Nachmittage des 18. Juni zu verhindern, kam es zu unliebsamen Ausritten. Uhland war am Vormittage dieses Tages in Berg bei Verwandten zu Besuch gewesen und hörte erst nach Tisch von dem Vorgefallenen. Er suchte sofort den Präsidenten Lörve auf, den er im Hotel Marquardt nebst andern Abgeordneten fand. Sie beschloffen nun, sich im Zuge zu der anberaumten Sitzung in das Lokal von Emil Werner zu begeben, wurden aber unterwegs durch Kavallerie auseinandergetrieben, wichen also, wie sie im voraus erklärt hatten, nur der Gewalt und legten gegen diese öffentlich Verwahrung ein. Verletzt wurde bei dem Zusammenstoß mit dem Militär, wie ursprünglich verlautete, niemand; „die einzige Verletzung, die ich davongetragen,“ erklärte Uhland in seiner Darstellung dieser Vorgänge, „ist das bittere Gefühl der unziemlichen Behandlung, welche dem letzten Reste der Nationalversammlung in meinem Heimatlande widerfahren ist.“

## 6. Letzte Lebensjahre. Gesamtwürdigung.

(1849—1862.)

Nach diesem letzten mißglückten Versuche, sein Ansehen und seine Stellung zu behaupten, sah sich auch das Kumpfparlament genötigt, auseinanderzugehen, und Uhland, der fünfzehn Monate im Dienste des großen Vaterlandes, dessen Einigung er erhofft hatte, von Hause entfernt gewesen war, kehrte nun nach Tübingen zurück, um sich für den Rest seines Lebens den eigensten Angelegenheiten, seiner liebsten Thätigkeit, dem Studium und der Ausarbeitung seiner Schriften zu widmen. Zunächst freilich hielten ihn noch einige politische Vorgänge im Nachbarstaate Baden und in Württemberg selbst einige Zeit in Aufregung. Dort waren es vor allem die schweren standrechtlichen Urtheile an den Teilnehmern des badischen

Auffstandes, die sein Gerechtigkeitsgefühl empörten, um so mehr, als sie nicht von der wieder eingesetzten Regierung des Landes, sondern von der preussischen Militärgewalt gefällt wurden und auch gegen württembergische Landesfinder gerichtet waren. „Umsonst,“ schreibt er am 25. September 1849 in bitterem Zorne an den Juristen Professor Karl Mittermaier in Heidelberg, „versucht man es, für diese Gerichtsbarkeit überhaupt einen rechtlichen Standpunkt zu ergründen . . . Ist es denn auch jemals erhört worden, daß eine Regierung den Stab der Blutgerichte über ihre eigenen Angehörigen freiwillig in die Hände einer fremden Militärgewalt übergeben hat?“ Ja, meint er, wenn man selbst alle jene Prozesse hätte dem ordentlichen, gemeinen Richter überweisen müssen und von den Geschworenen nur parteiische Losspruchungen erfolgt wären, „so fragt es sich noch immer, auf welcher Seite lag das größere Unheil? Lag es darin, daß keine Hinrichtungen stattgefunden hätten, oder liegt es nicht vielmehr in einer Maßregel, welche die Wunden des zerrütteten Landes nicht heilen läßt, weil sie täglich neu aufgerissen werden . . . und wodurch bei der besiegten Partei fortwährend der Schrei der Rache geweckt, und auch bei solchen, die nicht zu dieser Partei zählen, der Groll des Widerwillens und der Entrüstung erzeugt wird?“ Im selben Sinne gab er, der nicht zu dieser Partei gezählt hatte, seinem Widerwillen auch öffentlich Ausdruck in einem Aufsatz über „Das Standrecht in Baden,“ der am 16. Oktober im „Beobachter,“ dem leitenden Organe der württembergischen Demokratie, erschien. In Württemberg selbst aber wurde er durch eine Angelegenheit des Staatsgerichtshofs im Juli 1850 in Anspruch genommen, in den er 1848 von der zweiten Kammer gewählt worden war. Der provisorische Minister des Auswärtigen, Freiherr Karl Eberhard von Wächter-Spittler, war hier wegen des Beitritts zum sogen. Interim, d. h. der interimistischen Bundescentralkommission, die 1849 durch Oesterreich und Preußen eingesetzt wurde, und wegen Teilnahme am Münchner Dreikönigs-

bündnis in Auflagestand versetzt worden, weil er diese politischen Akte nicht verfassungsgemäß den Ständen vorgelegt hatte. Uhland, der zum Korreferenten in dieser Angelegenheit bestellt wurde, erklärte, daß in der That ein Verfassungsbruch seitens Wächters vorliege, drang aber mit seinem rein sachgemäßen Gutachten nicht durch und mußte sich also auch hier in den Sieg der Gegenpartei ergeben.

Schon vor und während dieser politischen und staatsrechtlichen Streitfragen, die ihn unliebsam nochmals aus seinem Stillleben herausrissen, hatte er sich wieder in seine litterarischen Arbeiten vertieft und, wie er Professor Moritz Haupt, dem berühmten Germanisten in Leipzig, im Februar 1850 meldete, wieder zu den Volksliedern gegriffen. Zunächst wollte er einen Band der Abhandlung für den Druck fertig machen und zugleich einen Nachtragsband zu der Liederammlung aus dem später Gewonnenen und noch zu Erreichenden zusammenstellen. Emsig und doch mit unerschütterlicher Ruhe und zäher Ausdauer hat er nun während der letzten Jahre seines Lebens an diesem Werke geschafft, auch der deutschen und besonders der schwäbischen Sagenkunde, die ihn immer lebhaft interessiert hat, wiederholt mit unermüdlichem Wissensseifer und Spürsinn seine Thätigkeit zugewandt und manches Treffliche zu Tage gefördert, das meist in der von seinem jüngeren Freunde Franz Pfeiffer seit 1856 herausgegebenen Vierteljahrsschrift für deutsche Altertumskunde, der „Germania,“ veröffentlicht wurde, zu deren ausdauerndsten und treuesten Mitarbeitern Uhland bis an sein Lebensende gehörte.

Sein häusliches Leben hatte sich, als er von Frankfurt nach Tübingen zurückgekehrt war, wieder recht freundlich und lebhaft gestaltet. Neben der treuen, liebevollen Gattin, die sich so ganz in die Eigenheiten und Interessen ihres Eheherrn eingelebt hatte und an allem, was ihn berührte, verständnisvoll teilnahm, regten ihn zwei junge, lebensfrohe Männer, die jetzt an seiner Seite lebten, an und erheiterten den gemüthvollen Greis: sein Pflegesohn Wilhelm Stendel, der nun



zum Jüngling herangewachsen war und jetzt Medizin studierte, und seit neuester Zeit auch Ludwig Meher, der jüngste Sohn von Uhlands 1836 verstorbener Schwester, der 1848 seinen Vater verloren hatte und nun unter des Oheims Augen in Tübingen dem Studium der Rechtswissenschaft oblag. Die jungen Leute haben den alten Herrn, der noch immer ein fleißiger und rüstiger Spaziergänger war, häufig auf seinen Wanderungen begleitet; denn die Freude an der Natur, die er schon als Knabe gezeigt, hat sich bei Uhland bis in sein letztes Lebensjahr erhalten. Auch kleinere und größere Reisen unternahm er noch fast in jedem Jahre, so 1853 nach Berlin, um die Schätze der Bibliothek für seine litterarhistorischen Arbeiten zu benutzen, so wiederholt nach Frankfurt, an den Rhein und besonders an den Bodensee, den er noch 1861, ein Jahr vor seinem Tode, besuchte, und in dem der vierundsiebzigjährige Greis mit seiner robusten Natur selbst bei kühler Witterung noch fleißig badete. Dieses Leben in und mit der Natur hat ihm auch seine Gesundheit fest erhalten bis ans Ende, nur eine Abnahme des Gesichts und Gehörs machte sich seit etwa 1856 bemerklich; mehr Müdigkeit als sonst und weniger Lust am Spazierengehen zeigte sich aber erst im letzten Winter. Nur eine Lust seiner Jugendzeit war seit langem gänzlich, wie weggeblasen, von ihm gewichen, die Lust am eigenen poetischen Schaffen. Seit seiner letzten politischen Thätigkeit war sie ihm vollends vergangen, und die nachfolgende Zeit der Reaction war dem edlen Freigeist und Feind alles Gewissenszwanges erst recht nicht dazu angethan, sie wieder aufleben zu lassen, wie dies folgende Verse vom Februar 1859 an den Leiter eines Liedertranzes aussprechen:

„Ihr fordert, daß ich Lieder singe,  
Mit Deutschlands Barden Olted an Olted?  
Der Anblick unsrer deutschen Dinge,  
Der geht mir übers Bohnenlieb.“

So war es nur natürlich, daß er im Herbst desselben Jahres auch eine Einladung des Generalintendanten von Hülßen, einen

Prolog zu der bevorstehenden Schiller-Feier des Berliner Schauspielhauses zu schreiben, ablehnte mit der Begründung, daß er sich durch die litterarischen Arbeiten seiner vorgerückten Jahre nicht mehr in der Poesie bethätigt habe und sich darum zum eigenen Dichten nicht mehr gerüstet fühle. Dagegen ist er der Schiller-Feier selbst, die ja in ganz Deutschland als eine Feier der Freiheitsbegeisterung des Volkes sich gestaltete, nicht fern geblieben und hat sogar in Stuttgart eine improvisierte Rede gehalten, deren Schluß in einem Hoch auf den Glockennamen Concordia ausklang, der ertönen sollte „in die Zerissenheit des deutschen Gesamtwaterlandes, in dessen klaffende Wunde wir eben erst tief hinabblickten,“ und Einigung der Herzen predigen, „Eintracht frischer, thatkräftiger, redlicher, deutscher Herzen.“ — Und wie er hier mit geholfen hat, einen deutschen Dichter feiern, so ist Uhland auch selbst in seinem Leben vielfach ein Gegenstand würdiger Ehrungen und Auszeichnungen gewesen. Manche, die ihm in früheren Jahren zu teil wurden, sind in diesen Blättern schon genannt worden, weitere verschiedener Art kamen noch in dem letzten Jahrzehnt seines Lebens hinzu. Eine eigenartige, die ihn herzlich lachen machte und wohl mit am meisten erfreut haben muß, wurde ihm bei Gelegenheit der Naturforscherversammlung in Tübingen im September 1853 zu teil. Hier schlug ein Fremder bei einem Feste, das den Gästen gegeben wurde, einen Toast auf Uhland vor, was dieser mit dem Hinweis ablehnte, daß das Fest ja den Naturforschern und nicht den Dichtern gelte, worauf ein anderer Fremder, der Uhland nicht kannte, zur allgemeinen Erheiterung entrüstet ausrief: „Werst den Kerl zur Thür hinaus!“ Eine so offene, von Herzen kommende und dabei völlig unbewusste Ehrung ist wohl selten ausgesprochen worden. — Noch im selben Jahre sollte ihm eine größere, ebenfalls wohlgemeinte zu teil werden, die er aber trotzdem nicht annehmen zu dürfen glaubte. Am 5. Dezember bestätigte nämlich der König von Preußen Uhlands Wahl zum Ritter des preussischen Ordens pour le mérite für Wissen-

schaft und Kunst, und Alexander von Humboldt, der Kanzler des Ordens, beeilte sich freudig, dem Dichter diese Auszeichnung zu melden. Aber schon befand sich ein Schreiben desselben; dem das Gerücht von seiner Wahl bereits zu Ohren gekommen war, an Humboldt unterwegs, in dem er erklärt, einen solchen Gunsterweis nicht annehmen zu können. „Denn,“ sagt er in ehrlichem Festhalten an seinen alten demokratischen Grundsätzen und seinem strengen Rechtsgefühl, „ich würde mit litterarischen und politischen Grundsätzen, die ich nicht zur Schau trage, aber auch niemals verleugnet habe, in unlösbaren Widerspruch geraten, wenn ich in die mir zugedachte, zugleich mit einer Standeserhöhung verbundene Ehrenstelle eintreten wollte. Dieser Widerspruch wäre um so schneidender, als nach dem Schiffbruch nationaler Hoffnungen, auf dessen Planen auch ich geschwommen bin, es mir nicht gut anstände, mit Ehrenzeichen geschmückt zu sein, während solche, mit denen ich in Vielem und Wichtigem zusammengegangen bin, weil sie in der letzten Zerrüttung weiterschritten, dem Verluste der Heimat, Freiheit und bürgerlichen Ehre, selbst dem Todesurteil verfallen sind . . .“ Mit all seiner Beredsamkeit versuchte es Humboldt in einem längeren zweiten Schreiben dem von ihm so hochverehrten Dichter seine Bedenken zu zerstreuen, aber vergebens. Uhland blieb bei seinem Bescheide und jetzt um so mehr, als er die ihm von München aus gemeldete Aufnahme unter die Mitglieder des vom Könige von Bayern neu gestifteten Ordens für Wissenschaft und Kunst aus dem nämlichen Grunde ebenfalls sofort zurückgewiesen hatte. — Einige Jahre später, am 5. April 1860, am Tage seines 50 jährigen Doktorjubiläums, ehrte ihn die Juristenfakultät der Tübinger Universität durch Entsendung einer Deputation und Erneuerung des Diploms, und auch der Senat der Berliner Universität erfreute ihn durch einen herzlichen Glückwunsch. Als zwei Jahre nachher sein 75. Geburtstag in Stuttgart, Heidelberg, Leipzig und vielen andern Städten Deutschlands festlich begangen wurde und aus allen Gegenden

Telegramme und Glückwünsche eintrafen, war die Kraft des sonst so Klüftigen bereits gebrochen, und sorgenvoll standen die Seinen am Krankenbett des Geliebten.

Noch wenige Monate vorher, in den letzten Tagen des Februar hatte Uhland trotz der strengen Winterkälte sich nicht abhalten lassen, seinem lieben alten Justinus Kerner, der am 21. in Weinsberg gestorben war, das letzte Geleit zu geben, und wohlbehalten war er nach Hause zurückgekehrt. Wenige Tage darauf, Anfang März, wohnte er dem Begräbniſſe eines weiteren Jugendgenossen, des Anatomen Bauer in Tübingen bei, und dies scheint für ihn selbst verhängnisvoll gewesen zu sein. Er erkrankte an einer Rippenfellentzündung, die sich zwar bald wieder besserte, aber doch einen Verfall der Kräfte zurückließ, der noch durch unruhige, von Träumen geplagte Nächte vermehrt wurde. Nun wechselten in der folgenden Zeit gute mit schlimmen Tagen; sogar die Operation eines kleinen Auswuchses an der Brust mußte er noch über sich ergehen lassen, und er ertrug sie ohne Chloroform. Eine Reise nach dem Soolbad Sagstfeld bei Heilbronn hatte nicht die gehoffte Wirkung, und so kehrte er über Stuttgart, wo er noch mehrere heitere Tage bei lieben Verwandten und Freunden verlebte, im September nach Tübingen zurück. Aber noch waren Hoffnung und Mut in ihm nicht gebrochen, noch dachte er mit Zuversicht an die Vollendung einiger begonnenen Studien und verfolgte mit Liebe und Teilnahme die Thätigkeit seiner Fachgenossen, bis Ende Oktober wieder eine Verschlimmerung seines Zustandes eintrat. Am 6. November ließ er sich zum letztenmal das heilige Abendmahl reichen, dann ging es unaufhaltſam dem Ende zu. Am 13. November abends 9 Uhr erlöste ihn ein sanfter Tod von seinen Leiden. Drei Tage darauf wurde seine irdische Hülle der Erde übergeben. Mit der ihn überlebenden Witwe (gestorben am 5. Juni 1881 in Stuttgart) und Karl Mayer, dem einzigen noch übrigen seiner ältesten Freunde, trauerte ganz Deutschland an dem Grabe des Dahingegangenen. Liebevoller Nekrologe, tief empfundene

Gedichte und würdige Totenfeiern, die man ihm in allen Gauen des großen Vaterlandes widmete, zeigen, welche Liebe und Verehrung der schlichte Mann, der sich niemals im Leben mit seiner Person hervorgedrängt und sein Wissen und Können, sein Wollen und Streben immer in den Dienst der Gesamtheit gestellt hatte, allüberall genoß. Und das mit Recht!

\* \* \*

Von den drei Gebieten, auf denen Uhland sich bethätigt hat, ist die Poesie dasjenige, das ihm bis heute seinen Ruhm ungeschmälert und unbestritten erhalten hat, auf dem er sowohl von seinen Zeitgenossen, wie von der Nachwelt in gleicher Weise anerkannt worden ist. Nur wenige, unter ihnen allerdings Goethe, der größte von jenen, hat sich dem allgemeinen Urteil nicht voll angeschlossen; gerade Goethe hat sich zuerst mit herben, bitteren und, wie man ungescheut sagen darf, ungerechten Worten über ihn ausgesprochen, später aber dies Urteil auch wesentlich gemildert. Wenn auch kein erhabenes, alles überstrahlendes Meisterwerk von großen, seine Zeit ganz umfassenden und den Weltgeist in sich aufnehmenden Zügen von dem schwäbischen Poeten ausgegangen ist, wenn er auch „jenes Zuges entbehrt, welcher in die Tiefe des Daseins hinableitet,“ „nirgends neue Offenbarungen des Gemüths über das Verhältnis des Menschen zu den höheren oder doch ihm gebietenden Mächten, über das Wirken des Göttlichen aufschließt“ und „mehr Abend- als Morgenklang in seiner Sangesweise ist,“ so gehört doch ein großer Teil der kleinen Dichtungen, die er geschaffen hat, zu den abgerundetsten, in sich vollendetsten, die wir in ihrer Art besitzen. Uhland ist als Dichter das Haupt der sogen. schwäbischen Schule, und zwar in gewisser Beziehung der Realste unter seinen Genossen, bei dem der Geist der Klassiker unmittelbar neben dem der Romantiker steht oder, wenn man will, einer vom andern durchdrungen wird. Wie hoch er von der Dichtkunst und der Mission des Dichters dachte, hat er schon als junger Student

einmal mit kurzen Worten in Briefen an Karl Mayer geäußert, in denen er schreibt: „Sieh bei deinen Gedichten nicht sowohl darauf, was man dir lobt oder tadelt, sondern ob das Gedicht in einem glühenden Augenblick entstanden oder nicht; ob es gedichtet wurde oder sich selbst dichtete, von selbst hervorsprang;“ denn, heißt es an anderer Stelle, „schaffen soll der Dichter, Neues hervorbringen, nicht bloß leiden und das Gegebene beleuchten.“ Und dieser hohen Auffassung ist Uhland Zeit seines Lebens treu geblieben; sie war der Grund, daß er als echter Gelegenheitsdichter in Goetheschem Sinne, ja hierin noch strenger als der Altmeister, nur dichtete, wenn das Herz ihn dazu trieb, wenn er etwas fand, was ihm poesievoll, der poetischen Gestaltung würdig erschien. Während er oft Stoffe ergriffen und zu formen angefangen, dann aber wieder jahrelang hat liegen lassen, ehe er sie wieder aufnahm, konnte er auch in geeigneten Fällen mit erstaunlicher Schnelligkeit und Gewandtheit einen Plan entwerfen und ausführen. So sind zahlreiche seiner Gedichte auf Spaziergängen nach dem unmittelbaren Eindruck des Erlebten und Gesehenen entstanden, andere kurz darauf abends im Bett, in der Nacht oder des Morgens nach einem lebhaften Traum gedichtet worden. Und doch entbehren seine Dichtungen sehr des Individuellen, das bei Goethe, zu dem er hierin, wie in seinem ganzen Auftreten und in seiner Erscheinung das gerade Gegenstück bildet, so stark hervortritt; sie sind daher auch fast nirgends Bekenntnisse und Erlösungen der bedrückten Seele, sondern, wo sie überhaupt eigenes Empfinden geben, schlichte Gefühlsausdrücke, Widerspiegelungen äußerer und innerer Anschauung. Außer den wenigen Gedichten, die Persönliches enthalten, und solchen, die auf gesellschaftliche, litterarische, politische und andere Zustände seiner Zeit sich beziehen, hat er vielfach, besonders in den Balladen, solche Stoffe poetisch behandelt, die er in alten Chroniken, in Geschichts- und Geschichtenbüchern fand, namentlich deutsche, nordische und romanische Sagenstoffe. Am meisten und tiefsten hat ihn immer

das angezogen, was er in den Werken des deutschen Alterthums fand, auf die wieder aufmerksam zu machen und das Verlangen nach dem Schönen, das in ihnen liegt, im Volke zu wecken, sein ganz besonderes Streben ging. Was er damit wollte, und wie diese Bethätigung aufzufassen ist, darüber hat er sich selbst mit folgenden Worten trefflich geäußert: „Ich werde oft mißverstanden; weil ich mich des Mittelalters erfreue, vieles schön finde, meinen die Leute, ich müsse dafür sein, daß es auch jetzt in einer ganz anderen Zeit wieder in das Leben treten soll . . . Wenn ich mit Liebe die alte Zeit erforsche und abschildere, so ist es nicht, daß ich sie der Jetztzeit aufzwingen möchte, die eine materielle Richtung hat. Nur wissen sollen sie, daß es hinterm Berge auch Leute gab, daß eine andere Zeit auch Schönes hatte . . . Für eine Poesie für sich, vom Volke abgewendet, eine Poesie, die nur die individuellen Empfindungen ausspricht, habe ich nie Sinn gehabt. Im Volke mußte es wurzeln, in seinen Sitten, seiner Religion, was mich anziehen sollte . . . Es wurde mir öfters von Norddeutschen der Vorwurf gemacht, ich habe zu wenig von der ausländischen Litteratur Notiz genommen. Ich habe mich aber mit spanischer, französischer, und nordischen Sprachen viel beschäftigt, habe es aber allerdings am meisten in Bezug auf den Zusammenhang mit der Litteratur und der Geschichte des deutschen Volkes gethan. Diejem galt mein Studium von meiner frühen Jugend an. Meine eigenen Gedichte sind in der Liebe zu ihm gewurzelt, und nur als einen Teil der deutschen Litteratur möchte ich sie angesehen wissen. Auch meine dramatischen Stücke, die geschrieben, wie die, die ich mir vorgenommen hatte zu schreiben, sind daraus hervorgegangen.“ In diesem Studium und seiner ganzen Anlage liegt auch der Grund für den epischen Zug, der durch seine Poesie geht, und dem kraftvolle Balladen wie die zarteren Romanzen ihre Entstehung verdanken. Aus ihm hervor, wie aus seiner Liebe zum Volke und dessen Wesen ist aber auch die Neigung zum eigentlich Volksthümlichen, zum

Volksslieder, entsprungen, das nachzuempfinden und nachzudichten ihm in einzelnen Stücken so trefflich geglückt ist, namentlich, wo es Episches, Balladenartiges in sich aufgenommen hat oder die Natur schildert. Auch anderes Singbare, heiteren und ernstern Inhalts hat er geschaffen. Eigentliche Liebeslyrik aber lag seinem Streben und seinem ganzen Wesen fern, und wie in seinem Leben niemals das weibliche Element eine hervorragende Rolle gespielt hat, so findet sich auch in seinen Poesien nur wenig dem weiblichen Empfinden Rechnung Tragendes. Die Beschäftigung mit der Poesie der romanischen Völker und die Nachahmung derselben durch die Romantiker haben auch ihn veranlaßt, sich in Sonetten zu versuchen, einer Dichtungsart, die er im allgemeinen für unsere weniger reimreiche Sprache nicht so geeignet hält wie für die der südlichen Völker. Ein schöner, durchgebildeter Formensinn hat fast allen seinen Dichtungen, die in den verschiedenartigsten Rhythmen abgefaßt sind, eine vollendete Glätte und Rundung zu teil werden lassen; die meisten zeigen außerordentlich feine, zarte, melodische, sanft tönende Verse, zwischen denen sich allerdings hie und da auch wieder herbe, gezwungene, ab und zu selbst einzelne gekünstelte finden. Als Dramatiker kommt Uhland kaum in Betracht. Seine zwei vollendeten Stücke zeigen, wie schon erwähnt, mehr episches und lyrisches Gepräge als wahrhaft dramatisches, und wenn auch von den Entwürfen mancher eine bedeutendere Anlage erkennen läßt, so vermögen sie doch als unausgeführte Werke keinen Maßstab für sein Können zu bieten. Er selbst hat die Schwierigkeit wohl erkannt, die in der Behandlung von Stoffen aus der alten romantischen Zeit, der Heldensage liegt, die „größtenteils zu sehr auf körperliche Kraft, überhaupt auf das äußere Leben berechnet sind,“ aber der Reiz, den andererseits wieder diese alten Geschichten haben, weil sie dem Dramatiker Gelegenheit geben, „die wunderbarsten Charakterzüge und Gefühle zu entwickeln und zu erwecken,“ hat doch auch ihn angezogen und seine zahlreichen Entwürfe gerade aus jenem Stoffgebiete



herborgehoben. Eine eigentliche Entwicklung seiner Poesie, die zu einer Einteilung in scharf abgegrenzte Perioden Veranlassung gäbe, kann man bei Uhland nicht finden. Wie er als Mensch von Jugend auf, nachdem die Wildheit der Kinderzeit vorüber, ein ruhiger, fest abgeklärter Charakter war, der unverrückbar an seiner Grundanschauung festhielt, so ist er auch als Dichter im wesentlichen derselbe geblieben. Und wenn auch in seiner zweiten Schaffensperiode, Anfang der dreißiger Jahre, die Erzeugnisse seiner Muse teilweise noch formenreiner und abgeklärter sind, so enthalten doch gerade diejenigen der ersten Periode, die etwa von 1804 bis 1817 zu rechnen ist, das inhaltlich Bedeutendste und Schönste; ihr gehören diejenigen an, die uns heute noch zuerst in den Sinn kommen, wenn wir Uhlands Namen nennen.

Als Gelehrter hat sich Uhland zunächst auf dem Gebiete der Litteraturgeschichte bethätigt, gründlicher und wirkungsvoller noch auf dem der Mythen- und Sagenforschung; das größte Verdienst aber hat er sich als Sammler und Sichter der Volkslieder erworben, eine Arbeit, die nie veralten kann, was bei jenen anderen unumgänglich ist. Litterargeschichtlich sind besonders seine ersten schönen Arbeiten „Über das altfranzösische Epos“ und über „Walther von der Vogelweide.“ Auch seine Beschäftigung mit dem Nibelungenliede und anderen ähnlichen Stoffen gehört hierher, wiewohl ihn an diesen schon mehr die Gestaltung und Entwicklung ihrer Sage als das rein Litterarische interessierte. Denn der Lieblingsboden seiner Forschungen war immer das Ineinandergreifen von Sage und Geschichte, das er mit Scharfsinn und sicherer Methode zu ergründen und darzustellen suchte. Vor allen tief ist er in die Götter- und Heldenjagen des deutschen und nordischen Altertums eingedrungen, aber auch manch interessanten Schatz des Mittelalters hat er gehoben, dessen Sitten und Gebräuche erforscht und erklärt, und so der Kulturgeschichte mit diesen kleinen Arbeiten wesentliche Dienste geleistet. Das eigentliche Werk seines Lebens, die Volksliedersammlung, woran

er von Jugend auf bis ins höchste Alter hinein, auf allen Reisen und Wanderungen, in Bibliotheken und im Kreise des Volkes, thätig war, hat bei aller Reichhaltigkeit und sicheren Gruppierung doch nicht ganz den gewünschten Abschluß erhalten, ist aber trotz alledem eine der vollendetsten und schönsten, die gleichzeitig oder später in ähnlicher Weise hervortraten.

Weniger aus eigener, reiner Neigung als aus starkem Pflichtgefühl ist Uhland zum Politiker geworden, hat aber dann auch als solcher sich mit unermüdlicher Hingabe in seine Obliegenheiten vertieft und mit treuem Eifer das in ihn gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen gesucht. Begeistert, energisch, mitunter fast starrköpfig hat er das von ihm für Recht Erkannte in Wort und Schrift freimütig und scharf, mit rechtskundigem Blick in edler, gehobener, oft genug poesiedurchtränkter Sprache verfochten, ohne sich einschüchtern und verblüffen zu lassen, vielfach selbst mit Hintanzetzung seiner persönlichen Interessen. Ein Demokrat vom reinsten Wasser, selbst entschieden republikanisch gesinnt in einer Zeit, wo gerade diese Richtung in hartem Kampfe mit der romantisch-monarchischen Ansicht lag, hat er offen und ehrlich für seine Meinung gestritten, aber immer in edler Form, mit den besten Waffen, die Ausschreitungen der Extremen mißbilligend, wie auch seine entschiedensten Gegner anerkennen müssen. Daß trotz alledem sein Ringen vergeblich war, ist nicht seine Schuld; er hat gethan, was in seinen Kräften stand, und ausgehalten bis zur letzten Minute. Aber noch waren die Gegner zu stark, viele der Gleichgesinnten zu ungestüm, zahlreiche andere zu lax und haltlos, zum Theil auch sein Idealismus zu hoch und den praktischen Forderungen der Zeit nicht immer entsprechend.

Und wie er sich als Dichter, Gelehrter und Politiker gezeigt hat, so war Uhland auch als Mensch. Daß er einer der besten war, ist von allen, die ihn gekannt haben, neidlos anerkannt worden; seine kleinen Schwächen haben mehr ihm als anderen geschadet. Denn bei seiner Bescheidenheit und Treue war er allezeit edel, hilfreich und gut, liebevoll und auf-

opfernd für andere, für sich selbst dagegen zurückhaltend, zaghaft und still. In dieser Zurückhaltung aber lag bei Uhland nichts Gemachtes; es war keine falsche Bescheidenheit, kein Verkennen des eigenen Wertes, keine demütige Unterwürfigkeit gegen andere; sie war nur der Ausdruck seines Charakters, der sich gab, wie er war, ohne Ziererei und ohne Heuchelei, schlicht und grad, ehrlich und offen, klar und frei, ohne Falschheit und ohne Scheu. Eher kann man sagen, daß dieses ganze Wesen mit seiner Außerlichkeit zusammenhing, in der nichts Hervorstechendes, nichts Imponierendes lag, die ihren Träger vielmehr von selbst gegen glänzende Erscheinungen zurückstehen ließ, wo kein innerer Zwang vorhanden war, die Größe und Kraft, die in ihm wohnte, leuchten, sie einem Gegner fühlen zu lassen. Viele der fremden-Besucher, die in dem Dichter ihrer Lieblingspoesien eine Idealgestalt zu finden vermeinten, waren von dessen schlichter, unbeholfener, fast spießbürgerlicher Erscheinung arg enttäuscht. Denn Uhland war klein, „sein Äußeres war wenig ausgezeichnet, die Gesichtszüge eher häßlich, nur die Stirn bedeutend, der Kopf von ausgeprägt germanischer Bildung.“ Sein Körper „war von zäher Kraft und Gelenkigkeit, aber nicht vollsaftig und üppig blühend; nie von hervorragender jugendlicher Expansivität, hat seine Natur Kraft und Widerstandsfähigkeit bis in die spätesten Jahre bewahrt. Ebenso im Moralischen: niemals eine üppige, leidenschaftliche, hinreißende Selbstentfaltung, aber auch nie die Reaktion, die einer solchen so oft folgt, das Herabsinken zum Quietismus und Nihilismus; ganz frühe schon ein Fertigsein des ganzen Menschen, das der Figur etwas Starres, Unbewegliches giebt, aber den Eindruck der sichern, ethisch gefestigten ruhenden Kraft macht.“ sagt sein Biograph Hermann Fischer, einer derer, die sich am tiefsten und liebevollsten in das Studium von Uhlands Person und seiner Werke versenkt haben. Dieser einfache und zugleich energische Sinn, diese rührende Opferwilligkeit, verbunden mit festem, unerschütterlichem Mannesmut, offenbart sich ebenso in seinem Verhältnis zu anderen Menschen, dem

Manne des Volkes und dem Höchstherrlichen, wie zur öffentlichen Macht und der Religion. Ohne eigentlich fromm zu sein, beachtete er doch auch die äußeren Kirchengebräuche und glaubte an ein lebendiges Verhältniß zwischen dem Menschen und einem namenlosen höchsten Wesen. Dabei aber war er entschieden freisinnig und ein Gegner des Pfaffentums und Gewissenszwangs. „Er hielt niemand, auch die Staatsgewalt nicht, für befugt, dem freien, forschenden Geiste Schranken zu setzen.“

Zwei Bilder, die als besonders wohlgetroffen gelten, das eine aus dem Jahre 1818, ein Ölgemälde von Morff, das andere von 1859, und zwei Denkmäler, eine Erzbüste von Ernst Rau im Garten der Stuttgarter Viederhalle, im Herbst 1865 enthüllt, und ein 1873 in Tübingen errichtetes Standbild von Gustav Riets, haben Gestalt und Züge dieses echt deutschen Mannes der Nachwelt bewahrt. Was sonst in ihm lag, das lassen besser als alles andere seine Werke erkennen. Verbindet man das Ergebnis aus diesen mit allem, was von ihm überliefert ist, so darf man sagen: Uhland, der gemüthvolle und starrköpfige Mensch, ist zunächst ein rechter Typus des Württembergers, aber er ist noch mehr als das, Dichter und Denker, träumerisch und praktisch, voll tiefem Ernst und harmlosem, zuweilen auch zur Satire neigendem Humor, zäh und fest, am Utehrwürdigen hängend und ein fortschrittlich gesinnter stolzer Demokrat, ist er zugleich ein echter Typus des Deutschen überhaupt. Darum darf man getrost hoffen, daß es wahr bleibt und sich erfüllt, was ein anderer Dichter, Friedrich Wilhelm Weber, bei Uhlands Tode von ihm sang:

„Und ob im Todeskampfe  
Das deutsche Herz dir brach:  
Dein Geist wird uns umschweben,  
Und deine Lieder leben  
Bis an den jüngsten Tag.“

E n d e .



## Namen- und Sachregister.

(Die beigefügten Ziffern bedeuten die Seitenzahlen.)

### A.

- „Abgeschiedenen, Die“ 18.  
„Abschied“ 20.  
„Ach und Weh im ganzen Land!“ 83.  
„Agnes Bernauerin“ 55.  
„Alboin“ (Epos) 11.  
„Allemannia“ (Zeitschrift) 48.  
„Alfer und Aruna“ 22.  
„Almanach, poetischer, auf das Jahr 1812“ 35.  
„Als Knabe stieg ich“ 20.  
Altdeutsch, Altertum (deutsches) 6. 94.  
„Altfranzösische Epos, Über das“ 31. 39. 96.  
Antrag, den Gesetzentwurf über Rekrutenaushebung betr. 70.  
„Armer Heinrich“ 62.  
Arndt, Ernst Moritz 62.  
Arnim, Achim von 23.  
„Ausruf an das deutsche Volk“ 84.

### B.

- Baden 85.  
Balladen 20. 31. 49. 93 f.  
„Bär, Der“ 26.  
„Bärenritter, Der“ 26.  
Basel 57.  
Bauer, Anatom 91.  
Bayern 72.  
„Bei einem Wirte wundermild“ 38.  
Bekker, Immanuel 30.  
Belgrad 7.  
„Benno“ 26.  
„Beobachter“ 86.  
Berg 85.

- „Berglied, Des Knaben“ 18.  
Berlin 88.  
Berliner Akademie der Wissenschaften 75.  
„Bernardo del Carpio“ 58.  
Bodensee 88.  
Boisseree, Sulpiz 64.  
Bonn 62.  
Braun, Buchhändler in Karlsruhe 86.  
„Brautgesang“ 18. 22.  
„Braut von Messina“ 26.  
Brügge 75.  
Brüssel 75.  
Burschenschaft 68.

### C.

- Calw 33.  
Chalons 29.  
Chamisso, Adalbert von 29 f.  
Chanson de geste 31.  
Chezy, Helmina von 35.  
Christoph, Herzog von Württemberg 53.  
Clarus (Pseudonym Kerners) 15.  
Contes 31.  
Conz, Karl Philipp 14.  
Cotta, Freiherr Joh. Friedr. von, und Cottasche Buchhandlung 14. 27. 36. 40. 45 f. 62 f.  
Cramer, Karl Gottlob 9.

### D.

- Dahlmann, Friedr. Christoph 79.  
„Dante“ 38.  
„Das Haus benedei ich“ 22.

- „Denkmal Friedrichs von Harpprecht“ 41.  
 Deutsche Nationalversammlung, f. Nationalversammlung.  
 Deutscher Bund 69. 77 ff.  
 „Deutscher Dichterwald“ 35.  
 „Die Schlacht der Völker ward geschlagen“ 48.  
 Dissertation (Uhlands) 24 f. 27.  
 Docen, Bernhard Joseph 65.  
 „Dösfinger Schlacht, Die“ 49.  
 „Don Massias“ 38.  
 Dramatiker, Uhland als 95.  
 „Drei Fräulein“ 20.  
 „Drei Könige zu Heimsen, Die“ 49.  
 Dreißiger Ausschuß 84.  
 Dresden 75.  
 „Droben stehet die Kapelle“ 18.  
 „Durand“ 38.

## E.

- Eberhard der Greiner oder der Rauschebart 49.  
 Emmenthal 61.  
 „Entführung, Die“ 26.  
 Entlibuch 61.  
 „Entsagung“ 20.  
 Eppishausen 61. 64.  
 Ernst II., Herzog von Schwaben 54.  
 Eßlingen 58.  
 „Es zogen drei Jäger“ 38.  
 Ewald, Heinrich 73.

## F.

- Feuerbach 39.  
 Fischart, Johann 65.  
 Fischer, Hermann 98.  
 Florens (Pseudonym Uhlands) 15.  
 „Flugblatt gegen 2 Kammern etc.“ 53.  
 „Fortunat“ (Volksbuch) 29.  
 „Fortunat und seine Söhne“ (Dichtung) 50.  
 Fouqué, Friedrich Baron de la Motte 23. 31. 35 f. 39.  
 „Francesca da Rimini“ 38.  
 Frankfurt a. M. 28. 57. 68. 76. 79 f. 88.  
 „Freischützen, Über die“ 65.

- Freitag, Gustav 6.  
 Friedrich der Schöne von Österreich 55.  
 Friedrich I., König von Württemberg 33. 39. 41. 46. 48. 57.  
 Friedrich Wilhelm IV. von Preußen 83 f. 89.  
 „Frühlingslied des Recensenten“ 38.  
 „Frühlingslieder“ 38.

## G.

- Gagern, Heinrich von 83.  
 Gedichtsammlung (Uhlands) 23. 27. 31. 35. 45. 71.  
 „Genoveva“ 29.  
 Gent 75.  
 „Germania“ (Vierteljahrschrift) 87.  
 „Gesang der Jünglinge“ 18.  
 „Gesang der Nonnen“ 18.  
 „Geschichte der deutschen Poesie im 13. u. 14. Jahrh.“ 66.  
 „Geschichte der deutschen Poesie im 15. u. 16. Jahrh.“ 66.  
 Gesellschaft für deutsche Sprache in Berlin 51.  
 „Glücklichste Schiff, Das“ 65.  
 Gmelin, Eduard 40.  
 — Hermann 40. 45.  
 Goethe, Joh. Kaspar 8. 14.  
 — Joh. Wolfgang von 6. 24. 92 f.  
 „Graf Richard Ohnesucht“ 31.  
 „Graf Richard von der Normandie“ 31.  
 „Gretchens Freude“ 20.  
 Griechen 63.  
 Grimm, Jakob 76. 80.  
 — Wilhelm 74. 76.  
 Groth, Klaus 6.

## H.

- Halling, Karl 65.  
 Hambacher Fest 68.  
 Hamburg 58.  
 „Harfner am Hochzeitmahle“ 17.  
 Harpprecht, Friedrich von 14. 40 f.  
 Hartmann, Julius von 30.  
 Hattenhofen 7.

Haug, Friedrich 14.  
 Haupt, Moriz 87.  
 Hauterive,\*) Graf 30.  
 Hebbel, Friedrich 6. 45.  
 Hebel, Johann Peter 28.  
 Hehl, Eberhard Friedrich 34.  
 Heidelberg 23. 51. 53.  
 „Helden, Die sterbenden“ 20.  
 Heldenlieder, altdeutsche 12.  
 Heldensage 12.  
 Herder, Joh. Gottfr. von 12.  
 „Hermann von Sachsenheim“ 23.  
 Herzog Ernst (Sage, Volksbuch,  
 Trauerspiel) 49. 53 ff. 58. 68.  
 „Heynonskinder“ 29.  
 Hildebrandslied 12.  
 „Histoire de Jean de Paris“ 29.  
 „Histoire de Valentin et Orson“ 29.  
 Hochstetter, Christian Friedr. 17.  
 „Hohe Liebe“ 18.  
 Hölderlin, Friedrich 64.  
 Holland, Wilh. Ludw. 66.  
 Hölty, Ludw. Heinr. Christoph 9.  
 Homer 12. 31.  
 Horaz 12.  
 Hofser, Jakob Samuel 7.  
 — Konr. Friedr., Hofrat 28.  
 — Christian Eberh., Pfarrer 40.  
 Huber, Hofmusikus 44.  
 Hälsen, Generalintendant von 88.  
 Humboldt, Alexander von 90.

## J.

„Ihr fordert, daß ich Lieder singe“  
 88.  
 „Im Tannenhain“ 10.  
 „In der hohen Hall' saß König  
 Sifried“ 21.  
 „In dieser Maienwonne“ 21.  
 Jacoby, Johann 80 f.  
 Jäger, Georg 14. 17.  
 Jagstfeld 91.  
 Jahn, Otto 31.  
 Johann, Erzherzog 83.  
 „Johann von Schwaben“ 56.

Jourdain (Sekretär) 30.  
 Jungdeutsche 6.  
 „Junker Rechberger“ 38.

## K.

„Kamerad, Der gute“ 26.  
 Karl, Erzherzog 74.  
 „Karl der Große“ 38.  
 Karlsruhe 28. 33.  
 Karstch, Luise 35.  
 „Kastellan, Der, von Coucy“ 38.  
 „Katharina“ 57.  
 Katharina, Königin von Württem-  
 berg 57.  
 Kaufmann, Schulrektor in Tübin-  
 gen 10.  
 Keller, Adelbert von 66.  
 — Gottfried 6.  
 Kerner, Justinus 13 f. 24 ff. 29.  
 31. 33. 35 f. 39. 44. 50. 55. 62.  
 71. 91.  
 Kieß, Gustav 99.  
 Kind (aus Chur) 17.  
 Klassiker, Klassicismus 11 f. 18. 92.  
 Kläpfel, Heinr. Immanuel, Bür-  
 germeister 48.  
 — Karl 66.  
 Koblenz 28.  
 Kölle, Christoph Friedr. Karl 19.  
 28. 33.  
 „König, Der blinde“ 20. 44.  
 „König, Der, auf dem Turme“ 18.  
 „König, Der junge, und die Schä-  
 ferin“ 21.  
 „König Eginhard“ 22.  
 „Königstochter, Die“ 31.  
 Konrad II., Kaiser 54.  
 „Konradin“ 49. 56. 58.  
 Kopenhagen 75.  
 Koseritz, von, württemb. Leut-  
 nant 68.  
 Köstlin, August 34.  
 — Heinrich 14. 34. 40.  
 „Kranz, Der“ 20.  
 Kreuzer, Konradin 38.

\*) Vermutlich Schreib- oder Druckfehler in Uhlands „Tagebuch“ für Hauterive.



## L.

- Lachmann, Karl 64.  
 „Landständen, Den“ 53.  
 Laßberg, Joseph Schr. von 60. 63.  
 „Lauf der Welt“ 18.  
 Leipzig 75.  
 Liebeslyrik 95.  
 „Lied des Gefangenen“ 18.  
 „Lied eines Armen“ 18.  
 „Lied eines deutschen Sängers“ 42.  
 Lieder 31. 71.  
 „Lieder der Vorzeit, Die“ 20.  
 „Lieder, Die drei“ 21.  
 „Liederfaal“ 61.  
 Löben, Graf Otto Heinrich von 35.  
 Löwe, Wilhelm 85.  
 Löwen 75.  
 Ludwig, Otto 6.  
 Ludwig I., König von Bayern 64.  
 „Ludwig der Bayer“ 55 f.  
 Ludwigsburg 58.  
 Lüge, Freiherr von der 39 ff. 42 f.  
 Lüttich 75.  
 Luxemburg 29.

## M.

- „Magelone“ 29.  
 Maifahrten im Mittelalter 74.  
 „Maiflage“ 18.  
 Mainz 28.  
 Mappes, Dr. med., Joh. Michael 80.  
 Maßmann, Hans Ferd. 65.  
 Max I. Joseph, König von Bayern 55.  
 Max II. Joseph, König von Bayern 90.  
 Mayer, Hofrat 15.  
 — August 34.  
 — Karl 14 f. 20 f. 25 f. 34 f. 51.  
 71. 81 f. 91. 93.  
 Meersburg 61.  
 Meier, Hermann, i. Fa. G. G. Meier & Co. 76.  
 „Mein Gesang“ 18.  
 Metz 29.  
 „Mehlsuppenlied“ 44.  
 Meyer, Dietr. Friedr. Wilh. 88.  
 — Ludwig 88.

- Meyer, Luise, f. Luise Uhland.  
 „Minnefang“ 62.  
 Mittelalter 6. 14. 18. 74. 94.  
 Mitteldeutschland 72.  
 Mittermeier, Karl, Prof. 86.  
 Mohr und Zimmer, Buchhandlung 23. 36.  
 „Mönch und Schäfer“ 18.  
 Morff, Gottlob Wilh. 99.  
 „Morgenblatt für gebildete Stände“ 14. 49.  
 Müller, Peter Erasmus (?), Übersetzer des Sargo Grammaticus 12.  
 München 64.  
 Murat, Joachim, König v. Neapel 17.  
 „Musen, Die“ 31. 35.  
 „Mythus von Odin“ 71.  
 „Mythus von Thor“ 71.

## N.

- „Nachruf“ (den Eltern) 67.  
 „Nachruf“ (den Ständen) 53.  
 „Nachts“ 18.  
 „Nähe“ 18.  
 Napoleon I. 5. 17. 34. 41. 45.  
 Nationalversammlung, deutsche 77.  
 80. 82 ff. 85.  
 Neuenburg 58.  
 Neumann, Wilhelm 31.  
 Nibelungen (Eage, Lied, Drama) 31. 55. 62. 66.  
 „Noch ist kein Fürst so hoch gefürstet“ 53.  
 „Nonne, Die“ 20.  
 Norddeutschland 72. 75.  
 Nürnberg 75.

## O.

- Onkel Doktor 9. 11.  
 Ossian 9 f.  
 Ostende 75.  
 „Otto von Wittelsbach“ 56.

## P.

- Paris 23. 28—35. 37.  
 Parlament, deutsches, f. Nationalversammlung.  
 Parlamentsalbum 83.

Paulskirche 80 f.  
 Paulus Diaconus 11.  
 Pfeiffer, Franz 66. 87.  
 Pfizer, Paul 68 f. 78 f.  
 „Pilger, Der“ 20.  
 Pistorius, Joh. Aug. Ferd. 52.  
 Plattisten 14 f.  
 „Poesie des Mittelalters, Darstel-  
 lung der“ 61.  
 „Prolog“ zu „Herzog Ernst“ 59.

## R.

Rau, Ernst 99.  
 Rehfues, Philipp Joseph v. 33. 35.  
 Reimer, Georg, Buchhändler in  
 Berlin 55.  
 „Reiseschatten“ 25.  
 Reutlingen 37.  
 Revolution, französische 5.  
 Rhein 62. 72. 75. 88.  
 Rigi 61.  
 „Ritter, Der schwarze“ 20.  
 „Robert le Diable, La terrible et  
 épouvantable vie de“ 32.  
 „Roland Schildträger“ 38.  
 Romantik, Romantiker 6. 14 f. 18.  
 25. 36. 92.  
 „Romantische, Aufsatz über das“ 15.  
 Romanzen 20. 25. 31. 66. 94.  
 „Romanze vom kleinen Däum-  
 ling“ 38.  
 Römer, Friedrich von 69. 73. 80.  
 „Rosengarten, Der“ 20.  
 Roser, Karl 14. 44. 46. 52. 62.  
 — Frau, geb. Wischer 52. 75.  
 Rösler, Christian Friedr., Geschichts-  
 professor 12.  
 Rottenburg 80.  
 Rückert, Friedrich 49.  
 „Rudello“ 38.  
 Rudolph (Traiteur) 40.

## S.

Sachsen 75.  
 „Sagenforschungen“ 71.  
 „Sagengeschichte der germanischen  
 und romanischen Völker“ 66.  
 „Sage vom Herzog Ernst, Die“ 68.

Salzburg 64.  
 Salzammergut 64.  
 „Sänger, Der“ 20.  
 „Sängers fluch, Des“ 44.  
 „Sänger spricht mir einen Spruch“  
 49.  
 Sanft Gallen 61. 63.  
 Sarg Grammaticus 12.  
 „Schäfer, Der“ 20.  
 „Schäfers Sonntagslied“ 18.  
 Schatten, Schattenfränzchen 40.  
 „Schattenfränzchen, Auf das“ 40.  
 Scheideck 61.  
 Schenk, Eduard von 74.  
 „Schenk von Limburg, Der“ 51.  
 „Schildeis“ 26. 38.  
 Schiller, Joh. Friedrich von 6. 14.  
 26. 89.  
 „Schlacht bei Reutlingen, Die“ 49.  
 „Schlimme Nachbarschaft“ 18.  
 „Schloß am Meer, Das“ 20.  
 Schmeller, Joh. Andreas 65.  
 Schmerbersche Buchhandlung 83.  
 „Schmied, Der“ 18.  
 Schoder, G. 14.  
 Schola anatolica 10.  
 Schoppe, Umalte 35.  
 Schorn, Ludwig von 65.  
 Schott, Albert 40. 46. 53. 62 f. 69 f.  
 Schrader, Heinr. Ed. Siegfried von,  
 Jurist 34.  
 „Schriften zur Geschichte der Dich-  
 tung und Sage“ 62. 66. 71 f.  
 Schwab, Gustav 34. 44. 52. 62.  
 64 f.  
 „Schwäbische Kunde“ 45.  
 „Schwäbischer Merkur“ 63.  
 Schwäbische Schule 92.  
 Schweiz 17. 61. 63. 68. 72.  
 Schwyz 61.  
 Sedendorf, Leo von 15. 19.  
 Seybold, David Christ., Prof. 12.  
 „Seliger Tod“ 18.  
 Shakespeare 26.  
 Siebzehnerauschuß 79.  
 „Siegesbotschaft“ 42.  
 „Siegfrieds Schwert“ 38.  
 Simson, Eduard, Präsident der  
 Nationalversammlung 83.

- „Sommerfaden, Der“ 18.  
 „Sonntagsblatt“ 14.  
 Spieß, Christian Heinr. 9.  
 „Sprachgesellschaft, Die deutsche“  
 51.  
 „Standrecht, Das, in Baden“ 86.  
 Stäudlin, Gotthold 7.  
 Steudel, Joh. Christian Friedrich,  
 Dekan 73.  
 — Wilhelm 73 f. 87.  
 Stöckhausen, Joh. Friedr. 38.  
 Storm, Theodor 6.  
 Straßburg 33.  
 Stuttgart 17. 35. 37. 39. 46. 58 f.  
 61. 63. 68. 72. 84. 89. 91. 99.  
 „Süddeutsche Miscellen“ 35.

## T.

- „Tage, Die sanften“ 18.  
 „Tagebuch“ 30. 52.  
 „Tallefer“ 37 f.  
 „Tamlan und Jannet“ 26. 38.  
 Tanzwut im Mittelalter 74.  
 „Tells Platte“ 17.  
 Tenzon 49.  
 „Theelied“ 34. 38.  
 Thurgau 61.  
 Tirol 64. 72.  
 „Tod, An den“ 17.  
 „Tod, Auf den, eines Landgeist-  
 lichen“ 40.  
 „Tod, Des Knaben“ 20.  
 „Traum, Der“ 20.  
 Trier 29.  
 Tübingen 6 ff. 9. 13. 23 ff. 33. 42.  
 — 56. 58 ff. 65 f. 70. 73 f. 76. 78.  
 80. 85. 88 f. 91. 99.

## U.

- „Überfall in Wildbad, Der“ 49.  
 Übersetzungen altfranz. Gedichte 31.  
 Uhland, Emma 52. 60 ff. 63 f.  
 71 ff. 75. 80 ff. 87. 91.  
 — Friederike (Base) 9. 33.  
 — Fritz 8 f.  
 — Gotthold, Dr. med. 9. 11. 33.  
 — Gottlieb 7.  
 — Jakob 7.

- Uhland, Joh. Friedr. 6 ff. 9. 12 f.  
 23. 27 f. 29. 32 f. 42 ff. 47 f. 51.  
 56 f. 59. 63 ff. 67.  
 — Joh. Michael 7.  
 — Joseph 7.  
 — Ludw. Gottlieb 8.  
 — Ludw. Joseph 7 f. 9. 12.  
 — Luise 28. 33. 88.  
 — Rosine Elisabeth, geb. Hofer  
 7 f. 9. 12. 28 f. 32 f. 40 f. 42 f.  
 47 f. 52. 56. 59. 65. 67.  
 — Wilhelmine (Base) 9. 33. 47.  
 Ulrich von Württemberg 49.  
 „Und ob im Todeskampfe“ 99.  
 „Unstern“ 44.  
 „Untreue“ 18.

## V.

- „Vakanz, Gedicht um die Erlaub-  
 nis zur“ 10.  
 Vangerow, Karl Adolf von 27.  
 Varnhagen von Ense, Karl August  
 24 f. 29. 50. 55.  
 Varnhagen, Rosa Maria 35.  
 „Vaterland, An das“ 42.  
 „Vaterländische Gedichte“ 50.  
 Vaterlandsverein 68.  
 Venedig 8.  
 Verdun 29.  
 Vischer, Emilie (Emma), f. Uhland,  
 Emma.  
 — Joh. Martin 52.  
 Volfer (Pseudonym Uhlands) 35.  
 Volkslieder 6. 18. 21. 32. 72. 74 f.  
 87. 95 f.  
 „Vorabend“ 18.  
 Vorarlberg 64.  
 Vorparlament 79.  
 „Vorwärts“ 42.

## W.

- Wächter-Spittler, Frhr. Karl Eber-  
 hard von 86 f.  
 „Waldlied“ 18.  
 Waltharius 12.  
 „Walther, Vom treuen“ 20.  
 Walther von der Vogelweide 57.  
 60 ff. 63 f. 96.

- „Wanderlieder“ 38.  
 Wangenheim, Karl Aug. Frhr. von  
 45. 53.  
 „Was ist das für ein durstig Jahr“  
 51.  
 „Was steht der nord'schen fechter  
 Schar“ 20.  
 Weber, Wilhelm 99.  
 „Weiber von Weinsberg, Die“ 49.  
 Weilburg 74.  
 Weinsberg 62. 91.  
 Weisser, Aug. 47.  
 — Friedrich Christoph 14.  
 Welscher, Karl Theodor, Prof. 74.  
 „Welf“ 56.  
 Werner von Kiburg 54.  
 Wien 74.  
 Wiener Akademie der Wissenschaften  
 76.
- Wildbad 33.  
 Wilhelm I., König von Württem-  
 berg 57. 59. 73.  
 Winter, Chr. Fr., Buchhändler 51.  
 53.  
 „Winterlied, Des Hirten“ 18.  
 „Wir sind nicht mehr am ersten  
 Glas“ 38.  
 „Wirtin Töchterlein, Der“ 26.  
 Worms 53.  
 „Wunderliche Todesboten“ 38.  
 „Wunderhorn, Des Knaben“ 6. 12.  
 14.  
 Württemberg 5. 46. 68. 85.
- 3.
- „Zechbrüder, Die sieben“ 40.  
 „Zeitung für Einsiedler“ 23.  
 Zwissau 75.



# Inhalt.

	Seite
1. Einleitung. Uhlands Kindheit (1787—1801) . . . . .	5
2. Studienzeit. In Paris (1801—1811) . . . . .	11
3. Uhland als Jurist in Tübingen und Stuttgart (1811—1819) .	33
4. Uhland als Landtagsabgeordneter und Professor (1819—1838)	58
5. Persönliches. Die deutsche Nationalversammlung (1838—1849)	73
6. Letzte Lebensjahre (1849—1862). Gesamtwürdigung . . . .	85
Namen- und Sachregister . . . . .	101

